



Leseprobe

Gonzalo Giner

Der Reiter der Stille

Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 20. Oktober 2014

Lieferstatus: Lieferbar

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Die packende Geschichte des ersten Pferdeflüsterers der Welt

Andalusien, 1522. In einem Stall wird heimlich ein Kind geboren. Ein Pferd beschnuppert es und haucht ihm den ersten Atem ein ... So beginnt das unvergleichliche Leben Yagos, eines Mannes, der sich mit einer Gabe über alle Schicksalsschläge hinwegsetzt: seinem Gespür für Pferde. Auf einem Kartäusergestüt erlebt Yago den Beginn der Zucht der Andalusier, doch dann verschlägt ihn ein Überfall an Bord eines Schiffes in die Kolonien. Auf seiner Reise durch eine Welt im Aufbruch erwartet ihn sein größtes Abenteuer: die Liebe.



Autor

Gonzalo Giner

Der spanische Bestsellerautor Gonzalo Giner wurde 1962 in Madrid geboren. Seit der praktizierende Tierarzt vor einigen Jahren seine Leidenschaft für das Schreiben entdeckte, erfreut er Leser wie Kritik mit spannenden Historienromanen. In "Der Reiter der Stille" verleiht er dabei seiner Liebe für Pferde und seinem Interesse an der Geschichte Spaniens

GONZALO GINER
Der Reiter der Stille

Buch

Andalusien im 16. Jahrhundert. Yago ist das uneheliche Kind Luis Espino-
sas mit einer Dienstmagd. Doch dieser würde alles tun, um den Bastard
aus der Welt zu schaffen, der seine Ehe und damit seine Macht gefährden
könnte – denn der Familie seiner Frau verdankt er ein Vermögen, den
Besitz einer Weinplantage und seinen Posten in der Leibgarde des Kö-
nigs. Und so wächst Yago zunächst bei einer Verwandten auf, bis er in
ein Kartäuserkloster abgeschoben wird. Und dort erfüllt sich sein Schick-
sal. Denn aufgrund schlimmer Erlebnisse in seiner frühen Kindheit ist
Yagos Fähigkeit, mit Menschen zu kommunizieren, eingeschränkt. In den
Pferden des Kartäusergestüts jedoch findet Yago seine Seelenverwand-
ten – und legt damit den Grundstein seines bewegten Lebens als erster
Pferdeflüsterer unserer Geschichte.

Autor

Gonzalo Giner, 1962 in Madrid geboren, studierte Veterinärmedizin und
ist praktizierender Tierarzt. In seinen Romanen, die in mehrere Sprachen
übersetzt werden, widmet er sich seinen beiden großen Leidenschaften,
den Pferden und der spanischen Geschichte.

Bei Blanvalet von Gonzalo Giner außerdem lieferbar:

Der Heiler der Pferde (37330)

GONZALO GINER

Der Reiter der Stille

Historischer Roman

Aus dem Spanischen
von Barbara Reitz und Maria Zybak

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »El jinete des silencio«
bei Temas de Joy, Madrid.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Salzer Alpin wird produziert von UPM, Schongau
und geliefert von Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2014 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2011

by Gonzalo Giner/Ediciones Planeta Madrid, S.A.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung und -illustration: © www.buerosued.de

nach einer Vorlage von akg-images

Redakteur: Peter Kultzen

ES · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38399-3

www.blanvalet.de

INHALTSVERZEICHNIS

ERSTER SCHAUPLATZ

Stille

9

ZWEITER SCHAUPLATZ

Staunen

107

DRITTER SCHAUPLATZ

Einsamkeit

221

VIERTER SCHAUPLATZ

Verzweiflung

395

FÜNFTER SCHAUPLATZ

Entdeckungen

513

SECHSTER SCHAUPLATZ

Überwindung

637

SIEBTER SCHAUPLATZ

Gefühle

717

*Für Pilar, mit der mich eine Liebe
aus Licht und Halbschatten verbindet.*

I

Yago kam verdreht auf die Welt.

Geschickte Hände mussten ihm den Eintritt ins Leben erleichtern, so gut es eben ging, und erst als etwas in seinem Rücken knackte, begann er zu weinen. Doch im Nu verstummte das Jammern wieder, und der kleine Körper zeigte keinerlei Regung mehr. Es stand das Schlimmste zu befürchten.

Die Frau, die sich als Hebamme versucht hatte, betrachtete das Neugeborene voller Sorge. Mit einem Finger drückte sie gegen sein Köpfchen, presste auf seine Brust, kniff es in die Wange und wartete eine Zeit lang, bis ihr bewusst wurde, dass keine Reaktion kam.

Das Kind atmete nicht.

Den Rücken der Mutter zugekehrt, spürte Marta, Hebamme und Freundin, den Tod in ihren Armen, und Verzweiflung überkam sie. Da sie nicht wusste, was sie mit dem kleinen Körper anfangen sollte, gab sie ihrem ersten Impuls nach und trug ihn zu einem kleinen Verschlag in dem Stall, in den sie sich zu dieser heimlichen Entbindung zurückgezogen hatten. Allein um der Mutter den Anblick und damit Leid zu ersparen, warf sie das Kind auf die andere Seite der hölzernen Barriere. Doch nicht einmal der tiefe Fall entlockte dem Kleinen eine Reaktion. Es kam auf schmutzigem Stroh zu liegen, das einem alten, kränkelnden Pferd als Lager diente. Seit Stunden schon hatte das Tier beobachtet, was auf der anderen Seite vor sich ging.

Voller Neugier betrachtete das Pferd das kleine, mit Schleim bedeckte Wesen.

Der runzlige, reglose Körper erregte sein Interesse. Anfangs hielt

es Abstand und bewegte sich nicht, doch da das unbekannte Wesen sich nicht regte, fasste es Zutrauen. Es näherte sich ihm, senkte den Kopf und blies ihm seinen Atem ins Gesicht, nachdem es den Körper von oben bis unten beschnuppert hatte. Als von der anderen Seite der Holzwand Geräusche herüberdrangen, hielt es irritiert inne, hob den Kopf und blickte zu den Frauen hinüber.

»Neiin ...«, klagte Isabel, die Mutter des Kleinen, bitterlich weinend und krümmte sich vor Schmerz zusammen. »Mein armes Kind ...«, schluchzte sie. »Ich bin schuld, dass es gestorben ist. Dies ist kein Ort, um auf die Welt zu kommen ...«

Das Pferd, das vom Leid der Frauen nichts wusste, wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem seltsamen Bündel zu, das noch immer reglos vor seinen Hufen lag. Fast zärtlich stupste es den Körper an, doch es zeigte nicht die geringste Reaktion. Nun ganz ohne Angst und von dem Geruch, den es ausströmte, stark angezogen, begann es ihn von oben bis unten abzulecken und entfernte damit die klebrige, mit Blut vermischte Schmiere, bis es ganz sauber war. Und da, mit einem Mal, nieste der Kleine, zuckte mit einem erschrockenen Laut zusammen und öffnete die Augen, die sich im selben Moment mit denen der alten Mähre trafen.

Yago wurde noch einmal geboren.

Das Pferd wieherte erschrocken und wich zwei Schritte zurück. Es hatte mit seiner Massage das kleine Herz des Kindes zum Schlagen gebracht und es dem Leben zurückgegeben.

Yago, hilflos und schmutzig, schloss, nachdem er gerade das Licht der Welt erblickt hatte, wieder die Augen, gähnte und presste seine winzigen Kiefer zusammen, denn in diesem Moment spürte er einen scharfen Schmerz im Rücken.

Doch nicht dort saß seine Krankheit ...

Er konnte es noch nicht wissen, aber er war kein gewöhnliches Kind, und die Menschen sollten ihn zeit seines Lebens für merkwürdig halten.

Isabel, seine Mutter, vernahm trotz ihres Schluchzens dieses Niesen. Es erschien ihr wie ein schwaches, kaum wahrnehmbares Echo, das dennoch ihre Aufmerksamkeit erregte. Forschend sah sie ihre Freundin an:

»Hast du das auch gehört...?« Sie wies mit dem Kopf auf den Verschlag, in dem sich das Pferd befand.

Marta blickte verwirrt zu dem Tier hinüber; sie konnte sich nicht erklären, warum es unablässig wieherte.

»Es wird diese alte, dickköpfige Mähre gewesen sein.«

»Das Pferd meine ich nicht... Mir war, als hörte ich das Kind...« Isabels Gesicht verriet, dass sie Hoffnung zu schöpfen begann. Ihr ganzer Körper schmerzte, die Geburt des Kindes hatte sie all ihre Kraft gekostet, aber dennoch beschloss sie, ihrer Intuition zu folgen und festzustellen, woher das Geräusch gekommen war. Sie strich den Rock glatt, den sie über ihrem Bauch zusammengerafft hatte, rollte sich auf die Seite, bis sie auf die Knie kam, und holte tief Luft. Mit größter Anstrengung gelang es ihr aufzustehen. Marta sah, dass sie im Begriff war, wieder zu Boden zu sinken, und fasste sie rasch unter. Nach den vier Stunden Wehen war sie vollkommen kraftlos, aber der mütterliche Instinkt und ihr eiserner Wille waren stärker. Mit zusammengebissenen Zähnen tat sie den ersten Schritt. Auch der scharfe Schmerz, der sie im selben Moment durchfuhr, hielt sie nicht von ihrem Vorhaben ab. Mit unglaublicher Willenskraft, einen Fuß vor den anderen setzend, überwand sie die kurze Distanz bis zu der Holzwand. Marta konnte sie nicht aufhalten.

»Du bist nicht bei Verstand!«, schimpfte sie. »Du hast gerade ein Kind geboren, dich bis zur Erschöpfung gequält, und dass du dabei nicht verblutet bist, ist nachgerade ein Wunder.«

»Er war's, ich bin sicher.« Isabel wandte sich Marta zu. »Warum hast du etwas so Schreckliches getan?«

»Ich...«, stammelte ihre Freundin nervös und hüstelte, »ich wollte nicht, dass du siehst...« Vor lauter Schuldgefühlen brachte sie kaum ein Wort heraus.

»Ich bin sicher, dass er lebt...« Isabel hustete schwach.

Bei der Vorstellung, wie ihre Freundin reagieren würde, wenn sie das tote Neugeborene sah, packte Marta das blanke Entsetzen. Doch sie wusste, dass ihre Freundin einen Dickkopf hatte, und beschloss deshalb, sie nicht daran zu hindern, sondern sich stattdessen innerlich zu wappnen. Sie fasste sie also um die Taille und stützte sie, bis sie am Tor des Verschlags anlangten.

»Bist du sicher, dass du das wirklich willst?«

»Es braucht mich!«

Blitzschnell erfassten Isabels Augen den Raum, und dann sah sie ihn, ihren Kleinen. Er lag zusammengekrümmt auf dem schmutzigen, vermoderten Stroh, strampelte aber zu ihrer großen Freude mit seinen winzigen Beinchen, und er atmete. Von ihren Gefühlen überwältigt, betrat sie den Verschlag. Der Wunsch, ihn möglichst schnell in den Armen zu halten, verlieh ihr neue Kraft. Ihr Herz kannte nur ein Ziel, den kleinen Jungen. Deshalb hatte sie auch keine Angst vor dem Pferd, obwohl es nervös reagierte.

»Ich begreife nicht, wie du auf eine solche Idee verfallen konntest... Du hättest ihn umbringen können...« Als sie sich Marta zuwandte, ließ Isabels Gesichtsausdruck erkennen, dass sie der Freundin heftige Vorwürfe machte.

»Aber, aber er war doch tot...« Marta bekreuzigte sich fassungslos. »Wie kann das sein? Ich verstehe nicht...«

Das Pferd reagierte auf Isabels Nähe zuerst mit einem fragenden Prusten, aber als der Eindringling nicht antwortete, begann es zornig zu schnauben. Es schlug mit den Hufen auf den Boden, drehte sich einmal um sich selbst und stellte sich auf die Hinterhand, in der Absicht, Isabel zu attackieren. Dieses Wesen, das es jetzt als zu ihm gehörig betrachtete, wollte es sich nicht mehr fortnehmen lassen.

Als Marta erkannte, was gleich geschehen würde, warf sie sich zwischen das Pferd und ihre Freundin, um sie zu schützen, und bekam nun den ganzen Zorn des Tiers zu spüren. Die Mutter hingegen, das Kind in den Armen geborgen, konnte ausweichen und verließ rasch

den Verschlag, ehe es sich ihr erneut in den Weg stellte. Zornig trat das Pferd gegen die hölzerne Barriere.

»Marta, komm schnell!«, rief Isabel entsetzt, als sie die Freundin, von dem Pferd bedrängt, am Boden liegen sah. Suchend blickte sie sich um, ob sich etwas fände, mit dem sie das Tier in Schach halten könnte, aber sie entdeckte nichts dergleichen.

»Es lässt mich nicht hinaus ... Geh, hol Hilfe!«, schrie Marta.

Isabels Atem ging schnell. Sie überlegte fieberhaft, was sie tun könnte. Das Pferd schnaubte unablässig, war überaus nervös, bis sich plötzlich ihre Blicke kreuzten, und da verspürte Isabel einen irrationalen Impuls, eine innere Verbindung zu dem Tier. Mit einem Mal wusste sie genau, was sie zu tun hatte. Sie verlor alle Angst vor dem Pferd und betrat, sehr zu Martas Erstaunen, erneut den Verschlag, das Kind wie eine Gabe auf den Händen tragend. Ohne zu wissen, warum sie es tat, streckte sie es dem Pferd mit einer symbolischen Geste der Dankbarkeit entgegen, als würde sie anerkennen, dass es ebenfalls ein Anrecht auf das kleine Wesen hatte.

Das Pferd schob den Kopf heran, bis sein Maul fast den Kleinen berührte, seine Augen hatten einen friedvollen Ausdruck, und dann senkte es zum Zeichen seiner völligen Unterwerfung den Kopf.

Isabel mit ihrem Söhnchen auf den Händen, keine zwei Finger breit von der alten Mähre entfernt, hielt den Atem an, als sie sah, wie seine Nüstern die unschuldige Stirn des Neugeborenen berührten und darauf verharrten, als würde das Tier es segnen, es küssen wollen. Bei dieser Szene überlief die Mutter ein heißer Schauer, was seltsam, aber angenehm war. Und ein Teil der Energie, die sie zwischen diesen zwei so verschiedenen Geschöpfen fließen spürte, bündelte sich und ging auf sie über.

In diesem überaus intensiven Moment erkannte sie in aller Klarheit, dass die Zukunft ihres Sohnes niemals ihr ganz allein gehören würde, denn nicht nur sie hatte ihm das Leben geschenkt. Wie um diese Erkenntnis zu bekräftigen, rollte ihr eine dicke, schmerzliche Träne über die Wange.

Yago war zwei Mal geboren worden, und durch seine Adern würde nicht nur menschliches Blut fließen, sondern auch die Seele der Pferde.

II

Zu dieser Schwangerschaft hätte es niemals kommen dürfen. Schuld daran waren die Hungersnot, unter der man in der spanischen Stadt Jerez nun schon seit vier Jahren zu leiden hatte, Isabels Arglosigkeit und der Mangel an Arbeit für Leute von niederem Stand wie sie.

Doch das Mädchen hatte Glück.

Sechs Monate bevor Isabel überhaupt ahnte, dass sie ein Kind erwartete, hatte sie bei Doña Laura Espinosa eine Stellung als Kammerzofe gefunden. Dies verdankte sie der Empfehlung einer Cousine ersten Grades, die das Gut wegen einer seltsamen Erkrankung verlassen musste.

Nach einer zweimonatigen Lehrzeit war Isabel mit den Aufgaben, die sie erwarteten, vertraut und schätzte sich glücklich, einen Ort gefunden zu haben, an dem sie zu essen bekam und eine Schlafstatt hatte. Damals, in der ersten Zeit, gefiel ihr alles, sie machte sich nützlich und wurde gut behandelt.

Ihre Herrin war von geringem Liebreiz, der Umgangston ein wenig rau, bisweilen auch etwas schärfer. Doch trotz alledem fiel es Isabel nicht sonderlich schwer, sich an die Señora zu gewöhnen. Unter der Dienerschaft ging das Gerücht um, Doña Lauras schlechte Laune sei auf ihre Kinderlosigkeit zurückzuführen. Der Nachwuchs ließ auf sich warten. Lag das womöglich am Altersunterschied? Immerhin war Doña Laura fünf Jahre älter als ihr Gemahl. Oder an ihren spärlichen Zusammenkünften? Denn Don Luis weilte nur selten daheim.

In Wahrheit liebte Doña Laura ihren Gatten über die Maßen, und

zwar so sehr, dass sie in seiner Gegenwart zu einem anderen Menschen wurde. In jenen Momenten zeigte sie sich gütig, entschieden und stets nachsichtig mit dem Gesinde. Wer sie kannte, wusste zudem, dass sie geschickt zu handeln verstand, klug und belesen war und überdies sehr fromm. Jeden Morgen besuchte sie im benachbarten Kartäuserkloster die Messe und war nicht nur für ihre großzügigen Spenden an die Kirche bekannt. Auch bis zu den stets vor ihrer Tür wartenden Armen hatte sich ihre Wohltätigkeit herumgesprochen.

Doch schon bald nahm das Unheil seinen Lauf, und zwar just zu der Zeit, als der edle Herr nach einer acht lange Monate währenden Reise im Gefolge Kaiser Karls auf seinen Landsitz zurückkehrte.

Bis dahin war ihr Leben wunderbar gewesen.

Während der kleine Yago selig in ihren Armen schlummerte, musste Isabel in dem dunklen und kalten Stall daran denken, was letztes Jahr alles geschehen war. Noch immer fragte sie sich, wieso sie sich derart von ihren Instinkten hatte treiben lassen. Darüber grübelte sie nicht das erste Mal nach. Mal schob sie es auf ihre jugendliche Arglosigkeit und Unerfahrenheit, mal auf ihr Sehnen, eine andere zu sein. Sie wäre selbst gern Herrin und war doch nur von niederem Stand. Aber vielleicht hatte es auch mehr damit zu tun, wie schmuck dieser Mann aussah.

Don Luis Espinosa war hochgewachsen, größer als die meisten, und zog allein schon deswegen alle Blicke auf sich. Doch was Isabel über die Maßen betört hatte, und zwar in dem Moment, als sein Blick zum ersten Mal auf ihr ruhte, waren seine blauen Augen, die so unglaublich klar und rein waren, dass es fortan um sie geschehen war. Und obwohl sie wusste, dass er für sie unerreichbar war, erlag sie seiner Anziehungskraft.

Wenn er sprach, war seine tiefe Stimme so volltönend, dass sie zu spüren meinte, wie seine Worte in ihren Körper eindringen, ja, ihn zum Vibrieren brachten. Niemals zuvor war ihr ein solcher Mann

begegnet, der stark wie ein Krieger und zugleich ungestüm und voller Leidenschaft war. Und so verliebte sie sich bis über beide Ohren in ihn.

Mit der Zeit wurde ihr Wunsch, ihn für sich zu gewinnen, übermächtig, beinahe zu einer Lebensnotwendigkeit wie Atmen oder Essen, und bald darauf versuchte sie auch schon, ihn zu verführen. Jedes Mal, wenn sich ihre Blicke trafen, zwinkerte Isabel ihm unauffällig, mit der Zeit jedoch immer eindeutiger zu. Dann versuchte sie es mit flüchtigen Berührungen, wenn sie einander trafen, mit Seufzern, die ihm Hoffnungen machten, mit zufälligen Begegnungen in Gängen, in denen sie beide ihre Schritte absichtlich verlangsamten, während sie sich nicht aus den Augen ließen, bis es ihr schließlich gelang, sein Verlangen zu entfachen.

Und eines Nachts, nur wenige Wochen nach seiner Rückkehr, kam Don Luis Espinosa zu ihr, und sie schenkte ihm ihren Körper, ihre Jugend – und auch ihr Herz.

Auf jener Lagerstatt verlor Isabel nicht nur ihre Unschuld, sie begann auch, sich mächtig zu fühlen. Ihr schien, als täte sich zwischen ihnen eine neue Welt auf, als gäbe es eine Zeit außerhalb der Zeit, einen Ort, an dem er sich ihr vollständig hingab, ihr allein gehörte. Doch Isabel hätte sich niemals träumen lassen, von welcher kurzen Dauer dieses Abenteuer sein sollte. Das jähe Ende kam genauso überraschend, wie es schmerzhaft war, denn nach gut einem halben Dutzend Begegnungen bestieg Don Luis eines schönen Tages einfach sein Pferd und ritt – ohne ein Wort des Abschieds an sie zu richten – in nördlicher Richtung davon.

Doch nun, da sie ihr Kind, die Frucht ihrer Verfehlung, in den Armen hielt und betrachtete, bereute sie nichts. Sie küsste den Kleinen zärtlich, schenkte ihm ihre bedingungslose, ja unerschütterliche Liebe und entschied, dass es – trotz der erlittenen Unbill, der Schwangerschaft, die sie geheim halten musste, und Don Luis' geringschätzigem Verhalten – das wert gewesen war.

Sie wurde aus ihren Gedanken gerissen, als unerwartet eine Nichte von Marta den Stall betrat.

»Señora Laura ist auf der Suche nach dir. Und wie es scheint, ist sie sehr ungehalten ...«

Die Nachricht ließ Isabel erschreckt auffahren. Sonst hatte sie um diese Zeit schon längst ihre Herrin hergerichtet, bevor sich diese in ihr Schlafgemach zurückzog. Sie nahm den Mantel, in den sie Yago gewickelt hatte, vom Köpfchen des Kindes und betrachtete es wehmütig, weil sie es nun für ein Weilchen sich selbst überlassen musste. Als sie versuchte, sich aufzurichten, hatte sie große Mühe, sodass Martas Nichte herbeieilte, um ihr aufzuhelfen. Da erst bemerkte diese voller Erstaunen, dass Isabel ein Neugeborenes in den Armen hielt. Überrascht blieb sie wie angewurzelt stehen und konnte gar nicht glauben, was sie da sah. Vom Anblick des Kleinen entzückt, streckte sie sogleich die Hände nach ihm aus. Gerührt füllten sich ihre Augen mit Tränen.

»Woher kommt denn dieser kleine Schatz auf einmal?«

Das Erstaunen des Mädchens war nicht weiter verwunderlich, hatte Isabel es doch zuwege gebracht, ihre Schwangerschaft – immerhin ein schwerwiegendes Vergehen, das für Aufsehen gesorgt und sie ihre Arbeit gekostet hätte – geheim zu halten. Lediglich Marta hatte sie eingeweicht.

Dieser Umstand hatte ihr viele Unannehmlichkeiten bereitet, gerade in den letzten Monaten der Schwangerschaft war es ihr fast unmöglich gewesen, ihren dicken Bauch zu verbergen. Um ihn zu kaschieren, wickelte sie sich jeden Morgen eine breite, mit Espartogras gefütterte Stoffbinde um den Bauch und zurrte sie so fest, dass nur noch eine leichte Wölbung zu erkennen war. Darüber zog sie einen weit schwingenden Rock. Ohne ihrer Herrin über die Maßen aufzufallen, konnte sie auf diese Weise unbehelligt ihrer Arbeit nach- und Spekulationen über den möglichen Kindsvater entgehen. Vor allem jedoch wollte sie vermeiden, dass man Mitleid mit ihr hatte.

Vielleicht war das für sie sogar am wichtigsten.

Von klein auf hatte ihre Mutter ihr immer wieder gesagt, dass ihre Seele vor Gott genauso viel wert sei wie die eines Königs oder die des mächtigsten Adligen. Diese Auffassung hatte sich mit den Jahren tief in ihre Seele eingebrannt, und so wollte Isabel stets stolz auf sich sein, egal, ob Magd oder Herrin, arm oder reich. Sie war felsenfest davon überzeugt, den gleichen Respekt zu verdienen wie jeder andere, trotz des Elends, das ihre Familie hatte erdulden müssen oder das sie womöglich noch kennenlernen würde.

»Bitte, sag es niemandem, wirklich niemandem«, flehte Isabel das junge Mädchen an. Diese legte feierlich eine Hand auf ihr Herz.

»Ich werde schweigen wie ein Grab«, gelobte sie.

Isabel, die dies mit großer Erleichterung hörte, liebteste Yagos Kinn und küsste ihn zärtlich auf die Stirn. Der warme Mantel seiner Mutter war der beste Schutz für das Neugeborene, das in seinem erst kurzen Dasein dem Tode schon näher gewesen war als dem Leben. Sein friedlicher Gesichtsausdruck lud sie zum Verweilen ein, doch die Worte der Nichte hatte Isabel nicht vergessen. Und so wusste Marta nur zu gut, was nun kommen würde.

»Ich muss zu meiner Herrin.«

»Wie sehr ich dich auch drängen mag, ich weiß, du wirst doch tun, was du für richtig hältst. Doch bedenke, du bist nicht in der Verfassung zu arbeiten. Erfinde irgendeine Entschuldigung und kehre so schnell wie möglich zu deinem Sohn zurück.«

»Sei unbesorgt, ich werde tun, was ich kann, denn ich möchte ihn, wie du sicher verstehen wirst, nicht eine Sekunde alleine lassen. Außerdem muss ich ihn noch nach Sanlúcar zu meiner Schwester Aurelia bringen. Wie du weißt, hat es mich große Mühe gekostet, sie zu überreden, den Kleinen zu sich zu nehmen, solange ich mich nicht um ihn kümmern kann.«

Isabel übergab Marta das Kind, um sich auf den Weg zu machen. Bestimmt sah sie recht mitgenommen aus, und so ordnete sie rasch ihr Gewand, zog das Hemd zurecht und schob sich zwei saubere Tücher unter, um eventuelle Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Sie

zog energisch am Stoff ihres Rockes, den sie auf diese Weise zu glätten versuchte, kniff sich in die Wangen, damit sie wieder etwas Farbe bekamen, und band ihr Haar zusammen.

»Doña Laura wird schon nichts merken ...«

Bevor sie ging, liebte sie ein letztes Mal das Köpfchen des Kindes und winkte den beiden Frauen noch zum Abschied. Sie schritt durch das große, klapprige Tor und beschleunigte ihre Schritte, obwohl ein stechender Schmerz in ihren Eingeweiden wütete. Es nahm sie sehr mit, dass sie ihr Kind zurücklassen musste, wo sie es doch erst so kurz gesehen hatte.

Draußen begrüßte sie eine frische Brise, die ihrem erhitzten Leib wohl tat. Es war eine sternenklare und wolkenlose Nacht, sie sah zum Himmel hinauf und dankte ihm für dieses Geschenk. Sie schwor sich, dass es ihr gelingen würde, mit allen Schwierigkeiten fertig zu werden. Sie würde es schon schaffen, Yago großzuziehen – auch ohne Vater. Sie durchschritt den Hof, in dem sich die Lager und der Weinkeller der Familie Espinosa befanden, und sog den Geruch nach Most und Maische ein, der nach der jüngsten Weinlese in der Luft hing.

Die Espinosas besaßen nördlich von Jerez ausgedehnte Ländereien, auf denen in der Hauptsache Weinstöcke standen. Wenn die Erntezeit kam, fanden hier viele Männer und Frauen aus der Umgebung eine Arbeit, doch es war stets soviel zu tun, dass am Ende auch die Dienerschaft helfen musste. Obwohl sie schon hochschwanger war, hatte sie dieses Jahr auch mit anpacken müssen. Sie konnte sich noch gut an die heftigen Stiche in ihrem Bauch erinnern, als sie, über den rötlichen Sandboden laufend, die Trauben zu Hunderten von den Rebstöcken klaubte oder später die gestampften Trauben in die Körbe schaufelte.

Mit diesen Gedanken trat sie durch die mit Bougainvillen umrankte Tür des großen Hauses und erklimmte unter Mühen und sich immer wieder an der Wand abstützend die Treppe. Vor der Tür zu Doña Lauras Gemach musste sie kurz innehalten, versuchte Kraft

zu schöpfen. Aber woher nur? Sie klopfte an und bat mit schwacher Stimme um Einlass.

»Herein!«, ertönte ungehalten Doña Lauras Stimme.

»Verzeiht, aber ich wurde in der Küche aufgehalten.«

»Das ist ja wohl das Mindeste, dass du dich entschuldigst!« Die Augen ihrer Herrin blitzten wütend. »Das Einzige, was du um diese Zeit zu tun hast, ist, mir zur Hand zu gehen. Ich weiß wirklich nicht, was geschehen sein könnte, dass du deine Pflichten vergisst.«

Kraftvoll begann sie sich ihr langes Haar zu bürsten.

Eine Zeitlang hörte man nichts als den Atem der beiden Frauen. Isabel kannte ihre Herrin und wusste, dass diese über ihre nächsten Worte grübelte.

»Ich bin einfach viel zu nachsichtig mit dir«, rief sie schließlich und schleuderte die Bürste wütend hinter die Kommode. »Eigentlich müsste ich dich für dein ungebührliches Verhalten bestrafen, aber das tue ich ja doch nicht.«

Isabel hob die Bürste vom Boden auf und begann – sanfter als gewöhnlich – Doña Lauras Haar zu bearbeiten. Ein stechender Schmerz durchfuhr ihren Bauch. Sie schloss die Augen und biss die Zähne zusammen, um nicht aufzustöhnen.

»Ich ersuche Euch erneut, mir zu vergeben ... Ich verspreche Euch, das wird nicht wieder vorkommen.«

»Ich möchte nur zu gerne wissen, mit welchem Unfug du dir die Zeit vertrieben hast«, schnaubte Doña Laura verärgert. »Sicher irgendeine Torheit ...«

Vor ihrem inneren Auge sah Isabel, wie sie sich im Stall bei der schier endlos währenden Entbindung vor Schmerzen am Boden gewunden hatte und dachte mit Grausen an den Moment, als sie gemeint hatte, Yago sei eine Totgeburt.

»Eine Torheit, gewiss ...«

Dieser ironische Unterton erregte den Zorn ihrer Herrin, die sich wutentbrannt erhob. Sie erinnerte sie mit lauter Stimme an die abendliche Verabredung im Hause von Martín Dávalos und die

kurze Zeitspanne, die ihr noch blieb, um sich dafür fertigzumachen.

»Ich muss mich noch enthaaren, ein Bad nehmen, mir den Körper pudern, meine Frisur herrichten, ein Kleid auswählen und vielerlei andere Dinge eiligst verrichten, und das nur, weil ich eine pflichtvergessene Kammerzofe habe, die ausgerechnet heute ihre Zeit mit Unfug vertut.« Sie holte tief Luft und fuhr fort: »Als Erstes räumst du meine Kleider auf und bringst mir heißes Wasser. Ein Bad wird mir gut tun! Und vergiss ja nicht das Rosenöl!«

Isabel registrierte mit Entsetzen die Menge an Kleidungsstücken, die im Gemach verstreut am Boden lagen, und dachte bei ihrem Zustand mit Schrecken an die möglichen Auswirkungen, wenn sie sich zügellos bücken musste.

»Und außerdem«, fuhr die Frau mit ihren Ermahnungen fort, »möchte ich dich daran erinnern, mehr auf dein Äußeres zu achten. Immerhin bist du meine Kammerzofe! Es ist mir nicht entgangen, dass du heute etwas schlampig daherkommst...« Schwer ließ sie sich in einen Sessel fallen und streckte die Beine aus. Sie hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, von diesem Mädchen noch etwas Besseres zu erwarten.

Als Isabel sich anschickte, die Sachen aufzuheben, brach ihr der kalte Schweiß aus. Jedes Mal, wenn sie sich bückte, krampfte sich ihr Bauch so sehr zusammen, als hätte man sie mit der Peitsche geschlagen, sodass ihr fast die Luft wegblieb. Was die Sache noch verschlimmerte, war, dass sie auf einmal bemerkte, wie ihr etwas Feuchtes, Warmes die Beine hinabließ. Von da an sah sie unablässig auf ihren Rock, um festzustellen, ob das Blut den Stoff schon durchtränkte.

Jede der Aufgaben, die Doña Laura ihr auftrug, wurde zu einer furchtbaren Bewährungsprobe. Um den Trog für das Bad zu füllen, musste sie mehr als zwanzig schwere Wasserkrüge schleppen, doch sie schaffte es, langsam zwar und ganz vorsichtig, wie bei allen Dingen, um die ihre Herrin sie bat. Trotzdem dachte sie mehr als einmal,

dass sie gleich ohnmächtig werden würde. Ihr taten sämtliche Knochen weh, und sie war mehr als erschöpft.

Aber schließlich, nach zwei Stunden, geleitete sie Doña Laura endlich zur Kutsche. Als sie dort am Eingang des Anwesens stand, wurde ihre Erschöpfung übermächtig, und sie musste sich gegen die Pforte lehnen, um nicht zusammenzubrechen. Reglos blieb sie einige Zeit einfach nur stehen, atmete tief ein und aus und genoss die kurze Rast, um sich von der schier unmenschlichen Anstrengung zu erholen.

Doch plötzlich, als sie ein ihr bisher unbekanntes Ziehen in den Brüsten bemerkte, war ihr Kummer wie weggeblasen. Den Grund dafür konnte sie sich schon denken. Ein Leuchten huschte über ihr Gesicht, und sie wünschte sich nichts sehnlicher, als zu Yago zurückzukehren.

III

Marta betrachtete den kleinen Yago voller Zärtlichkeit. Das Neugeborene öffnete den Mund, kniff die Augen zu und presste die Fäustchen zusammen, als würde es weinen wollen. Diese Szene spielte sich wieder und wieder ab, bis Marta sich allmählich Sorgen machte. Zu ihrer Erleichterung brach der Kleine schließlich in Tränen aus. Sicher kam er schier um vor Hunger. Und nun konnte er nicht mehr aufhören zu brüllen, bis er so erschöpft war, dass er in ihren Armen einschlief.

Sie konnte sich an diesem unschuldigen Geschöpf nicht sattsehen, genoss jeden seiner Atemzüge, seinen friedvollen, engelsgleichen Gesichtsausdruck.

Neugierig und mit großem Interesse verfolgte das Pferd von seinem Verschlag aus das Geschehen.

Als Isabel endlich zurückkehrte, bemerkte Marta voller Sorge ihren entkräfteten Zustand, obwohl sie freudestrahlend und zielstrebig auf ihren Sohn zuging. Im schwachen Schein zweier Kerzen eilte sie Yago entgegen, schloss ihn in die Arme und herzte ihn liebevoll. Als könnte sie ihre Gefühle nicht länger für sich behalten, flüsterte sie ihm Zärtlichkeiten ins Ohr, gestand ihm, wie sehr sie ihn vermisst hatte, und schwor ihm hoch und heilig, stets für ihn da zu sein.

Als Yago die Augen öffnete, setzte sie sich sogleich auf einen Ballen Stroh, schnürte das Mieder auf und legte das Kind an ihre Brust. Yagos Lippen reagierten. Der Geruch seiner Mutter tat seine Wirkung, und selig schmatzend nuckelte er seine erste Mahlzeit, wäh-

rend sie, gerührt seufzend, heiße Tränen vergoss. Erschöpft, aber unendlich glücklich.

Marta setzte sich neben sie.

Dieser Anblick war so überwältigend, dass sie darüber die zuvor durchlebten dramatischen Stunden einfach vergaß.

»Erzähl, wie ist es dir bei der Señora ergangen? Hat sie etwas gemerkt?«

»Doña Laura ist eine ungeduldige Frau, die manchmal die Beherrschung verliert, doch heute war sie so verärgert, dass sie an gar nichts anderes mehr denken konnte als an sich selbst. Ihr ist nichts aufgefallen, rein gar nichts, aber fast hätte sie mich umgebracht mit allem, was sie mir auftrug. Es war einfach nur schrecklich, glaub mir.«

»Du wirst eine gute Mutter sein.« Marta zupfte einen Strohalm aus Isabels Haar und strich ihr, stolz auf ihr Durchhaltevermögen, sanft über die Stirn.

»Und du eine gute Freundin, die mir beistehen wird, nicht wahr?«

Die Freundin beantwortete die Frage mit einem zärtlichen Kuss auf Isabels Wange. Als auf dem Gut die Glocken der Familienkapelle neun Uhr schlugen, erinnerte sie sich daran, dass auch sie Verpflichtungen hatte und ihre Arbeit liegen geblieben war.

»Wie kommst du jetzt noch zu deiner Schwester?«

»Ich sollte mich bald auf den Weg machen, ehe es zu dunkel wird. Sobald ich den Kleinen gestillt habe, ruhe ich mich noch ein wenig aus. Kannst du mir bitte eines der alten Maultiere bereitstellen, die kaum noch gebraucht werden? Das ist dann aber wirklich der letzte Gefallen, um den ich dich heute bitte.«

Marta kümmerte sich um die Angelegenheit, dann verabschiedeten sich die beiden Frauen voneinander. Ehe sie ging, erinnerte die Freundin Isabel daran, dass die Stadttore von Sanlúcar um Mitternacht geschlossen wurden.

»Du darfst keine Zeit verlieren, sonst kommst du nicht mehr hinein. Soll ich dich wirklich nicht begleiten?«

»Also, das kommt überhaupt nicht in Frage! Ich würde mich

schrecklich fühlen, wenn du wegen mir Schelte bekämst. Du hast schon so viel für mich getan.«

Als Yago nach einer Weile zu saugen aufhörte, fiel er in einen tiefen Schlaf.

Seine Mutter ruhte sich aus, nickte dabei aber ein, bis sie erneut die Glocken schlagen hörte. Da wickelte sie sich in ein langes Tuch, das sie unter der Brust verknotete, und legte das Kind hinein. Doch als sie den Stall verlassen wollte, vernahm sie ein durchdringendes Wiehern. Verwundert drehte sie sich um. Die alte Mähre reckte den Hals, trat mit ihren Vorderhufen dreimal kräftig gegen die Stallwand und schüttelte die Mähne, als wollte sie sich auf diese Art von dem Kind verabschieden.

»Möge Gott dich beschützen, so wie du meinen Sohn beschützt hast. Sei gesegnet!« Isabel näherte sich dem Tier, das zufrieden schnaubte. Sie griff sich eine Strähne seiner Mähne und strich damit Yago über das Gesicht. Anschließend stupste sie sein Näschen auf die Stirn des Tieres, damit er sich stets an den Geruch des Pferdes würde erinnern können.

»Ich verspreche dir, wenn Yago größer ist, werde ich ihm von dir erzählen und dafür sorgen, dass er nie vergisst, was du für ihn getan hast.«

Am Ende eines langen Ganges, der als Lager für allerlei Ackergerät und Zaumzeug diente, fand Isabel das kastanienbraune Maultier, das Marta für sie hergerichtet hatte. Sie griff nach dem Halfter und führte es zu dem großen Tor, durch das man das Gut verließ. Dort angekommen, suchte sie nach einer Möglichkeit, aufzusteigen, ohne dass dabei das Kind oder sie selbst zu Schaden kamen. Sie beschloss, auf einen großen Stein zu klettern, von dem aus sie mühelos auf das Maultier kam. Als sie sich über den Rücken des Tieres schwang, verspürte sie einen stechenden Schmerz, der von einer Welle kalten Schweißes begleitet wurde. Sie versuchte sich damit zu beruhigen, dass dies nun wirklich die letzte Prüfung war,

die sie an diesem Tag zu bestehen hatte, und dass der Schmerz bald vergehen würde.

Sie hatten noch nicht einmal die Hälfte des Weges zurückgelegt, als von einer Anhöhe bereits die Lichter der Stadt zu sehen waren. Auch die des Hafens, deren Schein sich im Wasser des Guadalquivir spiegelte. Isabels Körper schmerzte noch genauso wie zuvor, als sie aufgebrochen war, doch die Hoffnung, ihr Ziel bald zu erreichen, beflügelte sie. Der Mond stand bereits hoch am Himmel, ein untrügliches Zeichen dafür, dass es schon sehr spät war. Obwohl die Nacht stockfinster und die Wegverhältnisse schlecht waren, trieb Isabel das Maultier an, denn sie wusste, wenn sie nicht rechtzeitig zu ihrer Schwester käme, wäre die Rückkehr zum Gut mit dem Kind die schlechtere Wahl.

Nach der ersten Meile wurde der Pfad sehr abschüssig, und zu allem Überfluss war er seit den letzten Regengüssen mit Kieselsteinen übersät. Das Maultier drohte auf diesem Untergrund zu stracheln. Nun bedauerte es Isabel, dass Marta wegen seines Sanftmuts ausgerechnet dieses alte Tier ausgesucht und nicht ein jüngeres genommen hatte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als auf seinen Instinkt zu vertrauen. Es würde schon den besten Weg nehmen. Sie hatte genug damit zu tun, die Schmerzen auszuhalten, die inzwischen so schlimm geworden waren, dass ihr immer wieder die Luft wegblieb.

Mitgenommen vom holprigen Traben des Maultiers und ihrer körperlichen Erschöpfung verlor sie das Gefühl in den Beinen und mehrere Male für kurze Zeit auch das Bewusstsein. Wenn sie hochfuhr – oft nur, weil das Tier strachelte –, erinnerte sie sich zwar, wo sie war, aber auch, welcher weiter Weg noch vor ihr lag.

Yago bekam von alledem nichts mit. Selig schlummernd ahnte er nichts von den Strapazen seiner Mutter.

Schließlich erreichten sie einen breiteren Pfad und kurz darauf schon den Weg, der sie schnurstracks zum Nordtor führte.

Je näher sie den Stadtmauern kamen, desto schwerer fiel es Isabel,

die Augen offenzuhalten. Sie sank auf dem Maultier immer mehr in sich zusammen, denn sie fürchtete die Folgen, wenn sie sich aufrecht hinsetzte. Doch sie tat es in dem Moment, als sie durch das Stadttor ritten und auf die ersten Gässchen zusteuerten.

Das Geschäft ihrer Schwester, ein Weinausschank, befand sich zum Glück ganz in der Nähe dieses Tors. Gleich wäre sie am Ziel. Beschwingt trieb sie das Maultier an und übersah dabei den tiefen Graben, der sich hinter der nächsten Ecke auftat. Und als sie ihn bemerkte, war es zu spät.

Das Tier versuchte noch auszuweichen, schaffte es jedoch nicht, und so stürzte es mitsamt Isabel und dem Kind hinunter, die sich nach Kräften bemühte, den Säugling zu schützen.

Ein durchdringender Schrei gellte durch die friedliche Nacht.

IV

Aurelia verströmte stets einen Geruch nach Wein. Und so wusste Isabel, noch bevor sie die Augen aufschlug, wo sie sich befand.

Ihre Hände ertasteten Laken aus feinsten Baumwolle, und durch das Fenster drang die kräftige Morgensonne, die Sanlúcar de Barrameda zu einer der wärmsten Städte Andalusiens machte.

Rechts von ihr auf der Bettkante saß ihre Schwester, die den Säugling in den Armen hielt, für den sie soviel auf sich genommen hatte.

Ihr ganzer Körper schmerzte, aber vor allem verspürte sie ein lästiges Kitzeln an der linken Hüfte. Sie erinnerte sich an nichts mehr aus der letzten Nacht – außer an den tiefen Graben und den Moment, als sie hinabstürzte.

Als sie sich aufrichten wollte, um zu sehen, ob mit ihrem Kind alles in Ordnung war, ließ ein stechender Schmerz im Rücken sie innehalten.

»Geht es ihm gut? Was ist passiert?«, fragte sie ängstlich. »Wie hast du mich überhaupt gefunden?«

Aurelia legte den Kleinen zu ihr aufs Bett.

»Ein paar Nachbarn haben mich um Mitternacht geholt. Sie hatten dich am Boden ausgestreckt liegend entdeckt, und als du nicht reagiertest, hielten sie dich für tot. Das Maultier lag auf einem deiner Beine, und du hattest das Bewusstsein verloren, doch selbst in dieser misslichen Lage hieltst du schützend deinen Sohn umklammert. Deshalb ist dem Kind nichts geschehen.«

Der Kleine wurde unruhig und begann zu weinen.

»Der Arme, kaum ist er auf der Welt, bringt er nur Unannehm-

lichkeiten mit sich.« Gütig lächelnd betrachtete sie ihn. »Er hat sicher Hunger.«

Während Isabel den Säugling an die Brust legte, schilderte sie ihrer Schwester die Geschehnisse des vergangenen Tages.

Aurelia betrachtete Yago. Sie wollte nicht darüber reden. Seit sie von der Schwangerschaft erfahren hatte, tobte in ihrem Inneren ein Kampf. Ihre strengen moralischen Prinzipien hießen die Ankunft dieses Kindes nicht gut, doch da Isabel sie wieder und wieder um Hilfe und Verständnis gebeten hatte, wog die schwesterliche Liebe letztlich schwerer als ihr Gewissen. Zumindest hatte sie sich im Verlauf der letzten Monate zu dieser Einstellung durchgerungen. Doch nun, als sie ihre Schwester mit dem Kind sah, wurden ihre Bedenken mit einem Mal wieder wach.

»Du hast einen großen Fehler begangen«, rutschte es ihr heraus.

»Fängst du schon wieder damit an?« Isabel stellte mit Erleichterung fest, dass ihre Brüste genügend Milch gaben, viel mehr als am Tag zuvor. »Darüber haben wir doch schon so oft gesprochen.«

Selig trank Yago an der Brust seiner Mutter, während seine Tante vielsagend den Kopf schüttelte. Aurelia wollte wirklich gern alles tun, um ihrer Schwester zu helfen, aber für sie war und blieb Yago nun mal die Frucht der Sünde. Vor allem nach der letzten Nacht, als der Kleine nicht aufhören wollte zu weinen und sie manchmal befürchtete, er würde in seinen eigenen Tränen ertrinken. Dieses nicht enden wollende Geheul war, auch wenn es von ihrem eigenen Neffen kam, für sie nur sehr schwer zu ertragen gewesen. Aufgrund ihrer Erziehung und ihrer tiefen Gläubigkeit gelangte Aurelia zu der Überzeugung, dass dieses beharrliche Gebrüll lediglich ein Vorgeschmack auf die göttliche Strafe war, die ihre Schwester zu erwarten hatte, weil sie Gottes Gesetze missachtet hatte. Nervös wischte sie sich die Hände an ihrem Gewand ab und fuhr fort: »Du hättest das nie tun dürfen. Ich habe das ungute Gefühl, dass er uns allen Unglück bringen wird!«

Beunruhigt sah Isabel sie an.

»Ich weiß, dass du meine Schwangerschaft missbilligt hast, aber was du da gerade sagst, ist unsinnig und verletzend. Und du merkst es nicht einmal.« Tränen stiegen ihr in die Augen.

Ohne ein weiteres Wort verließ Aurelia eilig das Zimmer. Kurz darauf kehrte sie mit einer Schale Wasser zurück, benetzte den Finger und machte damit ein Kreuz auf Yagos Stirn.

»Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ...«

Ungehalten unterbrach Isabel sie in ihrem Tun.

»Kannst du mir sagen, was du da machst? Er wird schon noch getauft, wie Gott es befohlen hat, und zwar in einer Kirche. Hast du den Verstand verloren?«

Schwer atmend ließ sich Aurelia aufs Bett sinken. Sie verspürte das tiefe Bedürfnis, mit Isabel zu sprechen, ihr zu sagen, was sie dachte. Für sie war dieses Kind nämlich nicht nur die fleischgewordene Sünde, eine schreckliche Verfehlung, die ihre Schwester mit einem Unbekannten begangen hatte. Sie schloss die Augen und bemühte sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

»Wenn er, wie du mir erzählt hast, gestern beinahe gestorben wäre, kommt es dir da nicht merkwürdig vor, dass er von einem Tier ins Leben zurückgeholt wurde?« Ihr Blick wurde kalt. Aurelia glaubte nicht an Zufälle. »Und in derselben Nacht besuchte ihn der Tod erneut, ohne dass dem Kleinen auch nur ein Härchen gekrümmt worden wäre. Das hat doch sicher etwas zu bedeuten, meinst du nicht?«

»Deine Worte beunruhigen mich ...« Isabel versuchte zu begreifen, was ihre Schwester ihr damit sagen wollte. »Du machst mir Angst.«

»Er wird uns alle ins Unglück stürzen«, beharrte diese.

Da konnte Isabel sich nicht länger zusammenehmen und fing bitterlich zu weinen an. Zu ihren Schmerzen, der Erschöpfung und den Verletzungen gesellte sich nun auch noch der übertriebene religiöse Eifer ihrer Schwester, der sie ausgerechnet dann befahl, als sie Yago in ihre Obhut geben wollte. Aurelia hätte ihre Schwester gerne getröstet, doch sie entschied, dass dieser ein wenig Reue nicht schadete.

»Ach, und ich habe dir noch gar nicht gesagt, dass wir das Maultier töten mussten. Es hatte sich ein Bein gebrochen und deshalb ...«

Das hatte Isabel gerade noch gefehlt. Sie hatte sich das Tier ja unerlaubterweise genommen und vorgehabt, es noch in der gleichen Nacht in den Stall zurückzubringen, sodass niemand es bemerkt hätte. Sie wollte sich gar nicht erst vorstellen, wie die Espinosas sich aufführen würden, wenn sie davon erfuhren. Zu allem Überfluss hatte sie an diesem Morgen ja auch noch ihre Pflichten vernachlässigt. In ihr stieg Angst auf. Sie betrachtete ihren Sohn. Wenigstens er schien glücklich zu sein, zumindest wirkte er sehr friedlich, während er trank. Kurz dachte sie an die zahlreichen Sorgen und Nöte, mit denen sie seit seiner Geburt zu kämpfen hatte.

»Ich muss so schnell wie möglich zurück auf das Gut der Espinosas.«

»Willst du mich etwa wieder mit dem Kind alleine lassen?«

»Was soll ich denn sonst tun?«, rief Isabel verzweifelt. »Ich dachte, du bist meine Schwester und wärest beinahe so glücklich wie ich. Ich verstehe überhaupt nichts mehr.«

Aurelia senkte den Kopf, damit ihre Blicke sich nicht begegneten, während sie sprach.

»Du machst also, was du willst, so wie immer. Aber du sollst wissen, dass ich heute gleich in aller Frühe deine Herrschaften davon in Kenntnis gesetzt habe, dass du einen Unfall hattest, als du mich besuchen kamst. Ich habe den Sohn meiner Nachbarin María mit der Nachricht losgeschickt.«

Isabel, keineswegs beruhigt, vermutete, dass die Espinosas der Nachricht keinen Glauben schenken würden.

»Ich brauche diese Arbeit, jetzt mehr denn je ...«

Sie schloss ihr Mieder, da Yago nun genug getrunken hatte. Dann legte sie den Säugling bäuchlings neben sich.

»Und was soll ich mit ihm machen, bis du zurück bist?«, fragte Aurelia auf das Kind deutend. Das war zuviel für Isabel, sie brach in

Tränen aus. Das Verhalten ihrer Schwester erschien ihr uneinsichtig und mitleidslos. Sie hatte sich in einen Mann verliebt, der ihre Liebe nicht erwiderte, nicht mehr und nicht weniger. Sie traf nicht die geringste Schuld, höchstens dafür, dass sie ihr gerade geborenes Söhnchen vergötterte.

»Du weißt genau, dass ich ihn nicht alleine großziehen kann, obwohl ich nichts lieber täte. Ich brauche dich, und er dich auch!« Sie griff nach ihren Händen und versuchte sich zu beruhigen. »Verzeih mir, wenn ich dir in den letzten Monaten Kummer bereitet habe ... Ich will versuchen, es wiedergutzumachen, wirklich, aber jetzt musst du mir einfach helfen. Wir beide wissen, dass dein Glaube sehr viel stärker ist als meiner. Und nun bietet sich dir die Gelegenheit, Gott eine neue Seele zuzuführen. Wenn du wirklich der Überzeugung bist, dass dieses Kind eine Frucht der Sünde ist, schenke Gott seine Seele, kümmerge dich um ihn, verwöhne ihn, bitte ... Du würdest ihm damit einen Gefallen tun.«

Aurelia rührte ihre Demut, und so gab sie sich geschlagen. Ihre Schwester strich ihr zärtlich über die Wange, als sie diesen Sinneswandel bemerkte.

»Mir fällt ein, vor ein paar Tagen hast du mir von einer Kundin erzählt, die auch gerade ein Kind geboren hat. Meinst du, sie würde sich als Amme verdingen wollen?«

»Ich denke, sie wird nicht Nein sagen. Geld kann man immer brauchen.«

»Sag ihr, sie soll morgens und mittags kommen. Ich versuche, jede Nacht hier zu sein, um den Kleinen zu stillen. Zahl ihr, was sie verlangt. Ich werde dir das Geld zurückgeben. Leider muss ich dich darum bitten, aber ich möchte, dass du dich um Yago wie um deinen eigenen Sohn kümmerst. Zumindest bis ich eine Anstellung in der Stadt gefunden habe und mit ihm zusammen sein kann.«

»Wie hast du ihn genannt?«

»Yago, er soll Yago heißen«, sagte sie hoffnungsfroh, denn ihre Schwester schien das Kind offensichtlich anzunehmen.

»Ich nehme an, der Name des Vaters, oder? Dem werde ich hoffentlich nie über den Weg laufen!«

Isabel antwortete nicht, doch sie sah ihre Schwester beschwichtigend an. Auf keinen Fall wollte sie einen weiteren Disput vom Zaun brechen. Insgeheim hatte sie schon für sich beschlossen, ihr niemals den Namen des Kindsvaters zu offenbaren. Sie hatte Angst davor, wie Aurelia reagieren würde.

»Ich werde etwas essen, um wieder zu Kräften zu kommen, und dann suche ich mir jemanden, der mich zum Gut bringen kann. Doch heute Nacht kehre ich zu euch zurück.«

Sie betrachtete ihr Kind, küsste es und deckte es ordentlich zu. Yago zuckte zusammen, als er ihre Berührung spürte, und öffnete im selben Augenblick den Mund, um zu weinen, vielleicht weil ihn etwas ärgerte. Doch wenn, dann weinte er dieses Mal stumm. Von ihrer Schwester argwöhnisch beäugt, wiegte Isabel ihn in den Armen.

»Kinder brauchen viel Zuwendung, aber du wirst schon sehen, man bekommt auch viel zurück. Dann ist alles andere vergessen.«

Sie würde schon genug damit zu tun haben, Yago großzuziehen, dachte Aurelia bei sich. Da wollte sie das Verhätscheln lieber der Mutter überlassen.

V

Luis Espinosa wusste, wie man zu Geld kommt.

Das Weingut, das die Familie seiner Frau nun seit etwas über zweihundert Jahren betrieb, genoss unter Weinliebhabern einen ausgezeichneten Ruf. Doch seit Don Luis zum Gefolge Kaiser Karls V. gehörte, hatten sich die Erträge verzehnfacht.

Don Luis Espinosa verkörperte alle Tugenden und Schwächen des Adelsstandes, ohne ihm tatsächlich anzugehören. Dass er keine illustren Vorfahren besaß, machte er durch seinen maßlosen Ehrgeiz und die unstillbare Gier nach Reichtum wett. So war er mit erst zweiunddreißig Jahren einer der vierundzwanzig Ratsherren der Stadt Jerez und Hauptmann einer Schwadron der leichten Kavallerie.

Die *Vierundzwanzig* waren in Jerez eine Institution, die sich fast ausschließlich aus Adeligen zusammensetzte. Ihre Aufgabe war es, die städtischen Gelder zu verwalten und die Dienstbarkeiten zu regeln. Durch ihre Hände liefen praktisch alle wichtigen Entscheidungen und jede Menge Geld. Der Kaiser bestellte den Verweser und seinen Stellvertreter, während der örtliche Adel die *Vierundzwanzig* wählte, um dafür Sorge zu tragen, dass seine Interessen im Rat der Stadt gewahrt wurden.

Um solche Privilegien zu erlangen, hatte Luis in die richtige Familie, eine der besten von Jerez, eingehiratet. Rasch hatte er zahlreiche Freunde aus den erlauchten Kreisen um sich geschart. Zu ihnen zählte auch der Großherzog von Medina Sidonia, dessen Macht und Einfluss sehr groß waren. Er seinerseits brachte Intelligenz, eine gewisse Skrupellosigkeit und sehr viel Talent im Umgang mit Pferden mit, das er sich selbst angeeignet hatte. Mit diesem Rüstzeug hatte

er sich innerhalb kürzester Zeit einen guten Ruf erworben, der ihm wenig später zugutekam. Dank der Empfehlung des Großherzogs gelang ihm der Sprung an die Spitze der kaiserlichen Garde.

Diese Abteilung der Kavallerie genoss wegen ihrer exzellenten Pferde einen ausgezeichneten Ruf. Es waren einzigartige Exemplare darunter, um die man sie bei den Garden anderer Königshöfe in Europa beneidete. Der Elan und die Anmut der Truppe, die Luis anführte, waren unverwechselbar, ebenso wie der weiße Umhang, den er stets trug. Der elegante, harmonische und prächtige Anblick ihrer Reittiere zeugte von dem edlen Land, aus dem diese stammten: Andalusien.

Doch Don Luis war nicht nur Soldat. Seine Nähe zum Kaiser hatte dazu geführt, dass seine Weine nun im ganzen Reich bekannt waren.

Doña Laura freute sich so sehr, als sie an diesem Morgen völlig unerwartet ihren Gemahl erblickte, dass sie den restlichen Tag über nicht eine Minute von seiner Seite wich. Zwischen innigen Umarmungen und aufgeregten Küssen war sie bestrebt, jede noch so kleine Kleinigkeit, die er während seiner langen Abwesenheit erlebt hatte, aus ihm herauszukitzeln. Sie interessierte sich für alles: Wohin ihn der Weg geführt hatte, welche ihm bis dahin unbekanntes Städte er gesehen und mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt hatte.

Gebannt seinen Worten lauschend, griffen ihre Hände wie zufällig nach den seinen oder strichen zärtlich über seinen Bart. Und die ganze Zeit konnte sie kaum die Augen von ihm lassen. Sie brauchte ihren Mann. An seiner Seite war alles anders.

Der Vormittag verging wie im Flug. Gemeinsam unternahmen sie einen Ausritt, auf dem er ihr von dem Krieg berichtete, der ihn monatelang in Anspruch genommen hatte. Zudem hatte er allerlei von den neuesten Ereignissen an den fernen europäischen Höfen zu erzählen. Doch noch vor dem Mittagessen ließ ihnen ihre Sehnsucht nacheinander keine Ruhe mehr, und so fanden ihre Leiber wie die zweier frisch Verliebter zueinander. Später, nachdem sie ein wenig

geruht hatten, begaben sie sich in den Speisesaal. Nach dem Essen beschlossen sie, einen Spaziergang über das Gut zu machen und nach den Weinstöcken zu sehen.

»Sieh nur, Anfang Februar bist du aufgebrochen und nun haben wir bereits die Weinlese hinter uns! Eine viel zu lange Zeit für eine Frau, die dich noch genauso liebt wie am ersten Tag.« Rettungslos verliebt küsste sie ihn auf die Wange.

Don Luis schloss sie in die Arme.

Vor ihnen erstreckte sich ihr Land mit nunmehr kahlen Weinstöcken, aber fruchtbarem, prächtigem Boden. Andächtig sog Don Luis die laue Luft ein. Der Geruch nach Rebstöcken und Erde, nach feuchtem Laub und Olivenbäumen war für ihn der schönste Duft der Welt.

»Ich bedauere es ebenso wie du, dass ich nicht bei dir sein kann. Aber was soll ich machen? Der Kaiser ist nun mal ständig auf Reisen«, meinte er achselzuckend. »Wenigstens bringe ich von dieser letzten besondere Neuigkeiten mit, die für uns von großem Interesse sein dürften ...« Mit einem Schlag wirkte er wie ausgewechselt. Diesen Gesichtsausdruck kannte Laura nur zu gut an ihm. So war er stets, wenn es um etwas ging, was ihn wirklich begeisterte.

»Willst du mir etwa sagen, dass du das nächste Mal noch länger fortbleibst?«, murrte sie. Luis geleitete sie zu einer Bank aus Stein. Als sie sich gesetzt hatten, ergriff er ihre Hände.

»Ich werde für mindestens sechs Monate bei dir sein. Der Kaiser hat vieles zu erledigen und möchte daher in Valladolid bleiben. Liebste, ich weiche nicht von deiner Seite, zumal wir Pläne haben, die wir voranbringen sollten ...« Er machte eine Kunstpause, durch die alles noch geheimnisvoller klang.

»Letztes Jahr hatten wir doch beschlossen, den Weinkeller zu vergrößern.« Doña Laura dachte, seine Anspielung hätte etwas mit ihrem Weinhandel zu tun. »Was hast du im Sinn? Noch mehr Rebstöcke anpflanzen, größere Fässer anschaffen, neue Absatzmöglichkeiten aufzutun?«

Er musste sich auf die Lippen beißen, so sehr brannte er darauf, ihr von seinem Vorhaben zu erzählen. Er kannte Laura jedoch gut genug, um zu wissen, dass er mit seiner Idee nicht einfach herausplatzen durfte, ohne ihr die näheren Umstände erläutert zu haben.

»Bevor ich dir sage, worum es geht, lass mich dir die Vorgeschichte erzählen ...«

Er sprach von der Eroberung Granadas und den anschließenden Friedenszeiten, die den Niedergang der Schlachtrösser begründeten, die ja nun nicht mehr gebraucht wurden. In der Folge züchtete man in der Hauptsache Maultiere, da sie für die Arbeit auf dem Feld besser geeignet und deutlich günstiger im Unterhalt waren.

Gespannt wartete seine Frau darauf, wohin diese lange Vorrede führen sollte, doch Luis schien noch nicht bereit, zur Sache zu kommen. Er nannte ein paar Zahlen, bezifferte den Wert eines guten Pferdes und fuhr mit den Besorgnis erregenden Folgen dieses Wandels für den Gesamtbestand der Art fort. Zwar kannte Laura die Gesetze, die Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragón, die katholischen Könige, diesbezüglich erlassen hatten – so durfte seitdem kein Esel mehr mit einer Stute gepaart werden, darauf standen harte Strafen. Doch noch immer konnte sie sich nicht vorstellen, worauf ihr Gemahl hinauswollte.

»Alles gut und schön, aber ich kann beim besten Willen kein Geschäft dahinter erkennen ...« Sie nestelte an ihrem kunstvoll aufgesteckten Haar und ließ ihre lange, dunkle Mähne über die Schulter fallen. Natürlich interessierte sie, was er sagte, doch sie beide hatten ja leider nur selten die Gelegenheit, sich zu lieben, und obwohl ihr letzter Beischlaf erst wenige Stunden her war, verlangte es sie wieder nach seinem Leib. »Es wird frisch ... Wäre es nicht angenehmer, wenn wir diese Unterhaltung in unserem Schlafgemach fortsetzten?«

Don Luis war zwar von dem geringen Interesse an seinen Ausführungen ein wenig enttäuscht, doch ihr Vorschlag klang allzu verlockend. Ein leidenschaftlicher Kuss im Schatten einer hundert-

jährigen Eiche führte dazu, dass sie einander liebkosten und sofort beschlossen, sich an einen weniger öffentlichen Ort zurückzuziehen. Energisch erhob sie sich und zog ihn mit sich, um rasch nach Hause zu eilen. Ihr Gemahl ließ sich zwar mitreißen, doch er wirkte etwas ungehalten. Laura kannte Luis gut genug, um zu wissen, worum es ihm ging.

»Liebster, du hast ja gar nicht zu Ende erzählt ... Um welches lukrative Geschäft handelt es sich denn?«

Am Ende des Weges kam das Gutshaus bereits in Sicht, und Don Luis fuhr nur allzu gern in seinen Ausführungen fort.

»Das wirst du gleich hören. Du wirst staunen!« Seine Augen strahlten. »Mir sind ein paar Dinge zu Ohren gekommen, die eine bislang wenig profitable Unternehmung in ein ertragreiches Geschäft verwandeln könnten ...«

Laura konnte nicht umhin, an Martín Dávalos zu denken, dem Kompagnon ihres Mannes, über dessen Beziehung und Tätigkeiten sie nur Mutmaßungen anstellen konnte.

»Ich hoffe, es handelt sich nicht um eine weitere undurchsichtige Angelegenheit, bei der dieser Freund von dir die Hände im Spiel hat.« Sie ließ ihren Gemahl gar nicht erst zu Wort kommen. »Ich weiß, du findest, dass ich in diesem Punkt allzu beharrlich bin, doch mir gefällt überhaupt nicht, was ihr so treibt ...« Trotz ihrer Liebe zu Luis plagten sie nicht selten große Zweifel.

»Ich weiß wirklich nicht, wie du auf so etwas kommst. Habe ich dir je einen Grund gegeben, an meiner Ehrlichkeit zu zweifeln?«, erwiderte Luis gekränkt.

»Ob du deine Geschäfte gut oder schlecht führst, kann ich nicht beurteilen. Was mich mehr bedrückt, ist deine lange Abwesenheit ... Sicher haben viele schöne Frauen an diesem oder jenem Hof ein Auge auf dich geworfen. Kein Wunder, bei den vielen Festen und Empfängen, die du besuchst. Und du bist dort ganz allein.« Nach einer langen Pause entschloss sie sich fortzufahren. »Nun, mir sind gewisse Gerüchte zu Ohren gekommen, die mir gar nicht gefallen.«

»Alles nur Gerede, Liebste ...«

Kaum hatten sie die Tür des Schlafgemachs hinter sich geschlossen, sah sie ihm tief in die Augen auf der Suche nach einem Fünkchen Wahrheit, doch wie schon so oft konnte sie seinen Blick nicht deuten.

»Du kannst mir glauben, ich war dir stets treu.«

Laura hatte von einer Frau in Mailand gehört, zog es jedoch vor, keine direkten Anspielungen zu machen. Außerdem hatte sie keine stichhaltigen Beweise. Zudem wusste sie nur zu gut, dass ihr Gemahl sich möglichst bald Nachwuchs wünschte, nachgerade von diesem Gedanken besessen war. Und sie wollte nichts sehnlicher, als ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Gab es einen günstigeren Moment als diesen?

»Schon gut, ich glaube dir.«

Die Antwort war ein stürmischer Kuss, der ihr beinahe den Verstand raubte. Wenn sie auch an seiner Aufrichtigkeit zweifelte, so musste sie doch zugeben, dass er ihr als Mann außerordentlich gefiel und sie keinen anderen haben wollte.

»Worum geht es denn nun bei dem neuen Geschäft, das dir vorschwebt?«

»Ein besseres gibt es nicht, Laura. Auf der Reise lernte ich einen Mann kennen, der das Vertrauen des Kaisers genießt. Seine Geschäfte führen ihn hauptsächlich in die Neue Welt. Auf den langen, zu Pferde zurückgelegten Wegstrecken sind wir im Laufe der Zeit gute Freunde geworden.« Er machte eine Pause, um das, was nun folgen sollte, noch zu unterstreichen. »Er hat mir die alleinigen Rechte an einer Unternehmung angeboten. Dabei handelt es sich um eine Ware, die sich dort wegen ihrer großen Seltenheit einer hohen und stetig steigenden Nachfrage erfreut ...« Er lächelte.

Laura dachte erneut, dass es sich um Wein handeln müsse. Das war natürlich eine gute Nachricht, aber doch keine außergewöhnliche Neuigkeit. Sie würden also einen größeren Weinkeller benötigen, mehr Land, und wesentlich mehr produzieren müssen.

Er ahnte, woran sie dachte.

»Nein, nein, es geht nicht um Wein. Wir werden Pferde verkaufen, Hunderte von Pferden.«

VI

Isabel klopfte an die Tür von Laura Espinosas Schlafgemach, ohne auch nur im Mindesten zu ahnen, wie ungelegen sie kam.

Doña Laura antwortete, sie wolle nicht gestört werden, doch leider vernahm Laura ihre Worte erst, als sie schon im Zimmer stand. Zunächst wunderte sie sich, wie dunkel es in dem Raum war, denn draußen war es noch hell, aber es sollte nicht lange dauern, bis sie begriff, warum.

Als Erstes sah sie Doña Lauras nackten Rücken und unter ihr entdeckte sie Don Luis, der sie aus erstaunten Augen anblickte.

Mit ersticker Stimme bat Isabel um Entschuldigung und machte schleunigst kehrt. Doch bevor sie verlegen die Tür hinter sich schließen konnte, vernahm sie noch die zornige Stimme ihrer Herrin.

»Wir sprechen uns noch! Komm gefälligst in einer Stunde wieder!«

Die Wartezeit entpuppte sich als doppeltes Martyrium. Ihr war klar, dass Doña Laura sie ordentlich zurechtstutzen würde, doch Don Luis bei ihr zu sehen, hatte sie noch mehr mitgenommen. Da sie in großer Eile aufs Gut gekommen war, hatte noch niemand sie von seiner Rückkehr in Kenntnis gesetzt.

Die letzten vierundzwanzig Stunden waren mehr als ereignisreich gewesen, doch dass sie hier vollkommen unerwartet auf den Vater ihres Kindes traf, den sie seit ihren gemeinsamen liebestollen Nächten nicht mehr gesehen hatte, traf sie härter als erwartet.

Wie oft hatte sie sich in den langen Monaten seiner Abwesenheit gefragt, was sie wohl fühlen würde, wenn sie ihm wieder be-

gegnete. Wäre ihr Herz noch immer von ihm verzaubert? Doch vor allem hätte sie damals zu gerne gewusst, wie er auf ihre Begegnung reagieren würde. Und obwohl inzwischen viel Zeit verstrichen war, beschäftigte sie doch manche Frage: War sie in seinen Augen eine gute Liebhaberin gewesen? Dachte er gelegentlich an sie?

Ein Sturm der Erinnerungen und Gefühle tobte in ihr. Luis' Anblick hatte sie nicht kalt gelassen, das konnte sie nicht leugnen. Doch ansonsten kam sie sich vor wie ein dummes Huhn.

Marta hatte schon recht gehabt, als sie Isabel naiv und einfältig schalt. Sie hatte gesagt, dass ein Mann wie er niemals auch nur den kleinen Finger für sie rühren, geschweige denn seinen Reichtum und sein Ansehen wegen ihr aufs Spiel setzen würde. Doch sie hatte ja nicht hören wollen! Nichts lag ihr ferner, als die Gefühle eines anderen Menschen zu verletzen. Deshalb hatte sie ja auch ihre Schwangerschaft vor Doña Laura geheim gehalten. Und dennoch träumte sie noch immer von diesem Mann, in dessen Nähe sie sich als etwas ganz Besonderes gefühlt und der ihr versichert hatte, keine küsse besser als sie.

Immer wieder hatte sie sich eingeredet, dass sie ihn schon längst vergessen hatte, doch sie musste sich eingestehen, dass dem nicht so war. Ihre Blicke hatten sich vorhin nur für einen Moment gekreuzt, und schon war sie ihm wieder verfallen und bereit, die gleichen Fehler noch einmal zu begehen – wenn er sie nur darum bäte.

Stunden später, während sie noch immer vor den Gemächern ihrer Herrschaften wartete, verspürte sie dieses Kribbeln in der Magengegend, das sie stets in Don Luis' Gegenwart überkam. Sowie sie hörte, dass man laut nach ihr rief, holte sie jedoch die Wirklichkeit wieder ein. Während sie noch rasch ihr Spiegelbild überprüfte, nahm sie all ihren Mut zusammen und bat um Erlaubnis, eintreten zu dürfen.

»Zeig mir deine Verletzung!« Doña Laura steuerte schnurstracks auf sie zu. Ganz gegen ihre Gewohnheit war sie nur spärlich bekleidet

und ihr Haar zerwühlt. Doch immerhin stellte Isabel erleichtert fest, dass Don Luis nicht zugegen war.

»Welche Verletzung meint Ihr?«, fragte Isabel verwirrt und bedauerte es nun, sich nicht mehr daran erinnern zu können, welche Ausrede Aurelia für ihr Fortbleiben in dem Brief an ihre Herrin verwendet hatte. So hob sie schließlich ihre Röcke und zeigte den riesigen blauen Fleck, den sie dem Maultier zu verdanken hatte.

Nicht sonderlich interessiert, trat ihre Herrin näher, um sich die fragliche Stelle anzusehen, und schnaubte verächtlich, als sie merkte, dass die Geschichte wohl der Wahrheit entsprach. Isabel erspähte das malvenfarbene Mieder, das ihre Herrin tragen wollte. Unverzüglich begann sie, das lange Hemd aufzuschnüren, das diese trug.

Voller Argwohn beobachtete Doña Laura sie bei ihrem Tun.

»Mir sind Gerüchte zu Ohren gekommen, sehr ernste Gerüchte. Ist gestern irgendetwas Außergewöhnliches vorgefallen, etwas, was ich vielleicht wissen sollte?«

Der Kammerzofe stockte der Atem.

»Ich weiß nicht, was Ihr meint, meine Herrin ...« Isabels Stimme zitterte.

»Bist du dir da auch ganz sicher?«

Isabel wurde unruhig. Wie war die Nachricht nur bis zu ihr durchgedrungen? Sie kannte Marta gut und vertraute ihr völlig, obwohl ... War ihre Nichte ebenso zuverlässig? Isabel musterte ihre Herrin unauffällig, doch sie konnte in ihrem Gesicht keinerlei Regung erkennen. Sollte sie Doña Laura alles beichten oder abwarten, bis diese sie darauf ansprach? Ihr Zaudern endete, als ihre Herrin schließlich klare Worte fand:

»Und wenn ich dich nach dem Verbleib eines Maultiers fragte?«

Erleichtert seufzte Isabel auf. Sie schilderte ihrer Herrin, was dem Tier bei ihrer Ankunft in Sanlúcar geschehen war, wobei sie natürlich den Grund für den Besuch im Haus ihrer Schwester nicht erwähnte. Während ihres Berichts bat sie mindestens fünfmal um Verzeihung und versprach, für den entstandenen Schaden in jedweder Form auf-

zukommen. Doch nichts, was sie sagte, schien ihrer Herrin zu genügen.

Doña Laura setzte sich aufs Bett und bedeutete Isabel, ihr die Strümpfe anzuziehen. Als Nächstes folgte das Mieder. Während der Ankleideprozedur war die Señora auffallend still, was ihre Kammerzofe sehr beunruhigte. Während sie stumm den Anweisungen ihrer Herrin Folge leistete, vernahm sie nichts als das Pochen ihres Herzens. Die Luft schien mit der Zeit zum Schneiden dick zu werden, doch als sie merkte, dass Doña Lauras Atmung schneller ging, wusste sie, gleich würde das Gewitter losbrechen.

Mit durchdringender Stimme zählte ihre Herrin sämtliche Verfehlungen auf, die Isabel in ihrer Stellung als Kammerzofe begangen hatte: Sie hatte gelogen, um ihre gestrige Abwesenheit zu kaschieren; sie hatte die Taktlosigkeit besessen, ihre Herrschaften beim intimen Beisammensein zu stören; sie hatte den Espinosas durch den Verlust des Maultiers wirtschaftlichen Schaden zugefügt.

»Ich könnte dich wegen Diebstahls anzeigen ...«

»Señora, ich bitte Euch ...« Flehend warf sich Isabel ihr zu Füßen.

»Sich unerlaubt etwas zu nehmen, das einem nicht gehört, ist Diebstahl. Und ich möchte unter meinen persönlichen Bediensteten keine Diebin, hast du verstanden?«

Isabel schwor, dass so etwas nie wieder vorkäme.

»Ich werde Euch den Schaden bezahlen, bis auf den letzten Maravedí! Und außerdem werde ich Euch nie wieder einen Grund geben, über mich verärgert zu sein, meine Herrin. Bitte, seid so gütig und gewährt mir Eure Nachsicht. Seid gewiss, ich werde Euch nicht enttäuschen ...«

Doña Laura musterte sie skeptisch. Zweimal setzte sie an, um etwas zu erwidern, unterließ es dann aber, weil sie noch keine endgültige Entscheidung treffen konnte. Dazu war sie sich ihrer Sache nicht sicher genug. Diese Zofe war schließlich nicht die schlechteste, arbeitete – mehr oder weniger – zu ihrer Zufriedenheit und lernte rasch. Doch innerhalb eines einzigen Tages hatte sie all das aufs Spiel

gesetzt. Wenn das Mädchen seine Arbeit behalten wollte, gab es nur eine Möglichkeit: Es musste ihr Vertrauen zurückgewinnen.

»Schon gut, du bekommst deine Gelegenheit, doch es ist die letzte. Und in jedem Fall musst du deine Schulden begleichen. Zudem werde ich über dich eine Strafe verhängen, die sich an der Schwere deiner Verfehlungen misst.«

»Wie Ihr befiehlt«, erwiderte Isabel unterwürfig.

»Da alles damit begann, dass du zu nachtschlafender Zeit auf dem Rücken dieses armen Tieres, aus welchen Gründen auch immer, das Gut verlassen hast, darfst du ab heute für einen Monat das Anwesen nicht mehr verlassen. Darüber hinaus werden wir dir selbstverständlich den Wert des Tieres vom Lohn abziehen, obwohl ich die Entscheidung, wie und in welchem zeitlichen Rahmen das vonstatten gehen soll, meinem Mann überlassen möchte. Er kann dir das sicher besser erklären.«

Der Schreck fuhr Isabel in die Glieder, denn sie musste sofort an Yago denken. Wie sollte sie nun bei ihrem Kind sein, es sehen oder stillen können? Daran konnte nichts und niemand sie hindern. Der erste Gedanke, der ihr durch den Kopf schoss: Sie musste von diesem Gut, von ihrer Arbeit, ihrer Herrin fliehen, für immer. Sie konnte Strafen, Kummer oder was auch immer erdulden, doch niemals würde sie es hinnehmen, dass man sie von ihrem Kind trennte, nicht auf diese Weise.

»Hast du mich verstanden?«

Das Mädchen schluckte und nickte bestätigend.

»Dann geh und bitte Gott um Vergebung!«

Noch in der gleichen Nacht versuchte sie zu fliehen, doch zwei Stallburschen, die zu ihrer Überwachung abgestellt worden waren und sich vor den drakonischen Strafen der Espinosas fürchteten, wenn ihr die Flucht gelänge, schnappten sie. Die beiden befolgten Doña Lauras Anordnung und brachten das Mädchen in die Keller des Gutes, in die weitläufigen Gewölbe, wo in alten Holzfässern der Wein

lagerte. Sie sperrten sie in eine selten benutzte Nische, die vom Hauptgang abzweigte, die aber über eine Gittertür mit Schloss und Riegel verfügte. Doña Lauras Absicht war es, sie ein bisschen zu erschrecken. Isabel sollte in aller Ruhe über ihre Fehler nachdenken können und sich darüber klar werden, dass man dafür auch bezahlen musste. Schon am nächsten Morgen sollte sie jedoch wieder freigelassen werden.

Isabel, die von alledem nichts wusste und sich wie ein Stück Vieh behandelt fühlte, weinte wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Der Schmerz darüber, den kleinen Yago nicht sehen zu können und zu wissen, dass er Hunger litt, dazu die ungerechte Strafe, all das quälte sie bitterlich.

Stundenlang hoffte sie, dass jemand kommen würde, doch die beunruhigende Stille wurde durch kein Geräusch gestört. Die Zeit verstrich unendlich langsam, ihre Verbitterung war inzwischen so groß, dass ihr ständig heiß und kalt wurde. Zudem verspürte sie seit der Entbindung starke Schmerzen im Unterleib.

Am frühen Morgen wurde die undurchdringliche Dunkelheit des Ortes auf einmal vom Schein einer Fackel erhellt. Gleich darauf erkannte sie Don Luis auf der anderen Seite der Gittertür.

»Isabel, wir müssen miteinander reden ...« Der Mann hielt die Fackel in ihre Richtung, um sie besser sehen zu können. Hoffnungsvoll trat das Mädchen näher.

»Glaub mir, ich bedauere das alles sehr. Ich weiß wirklich nicht, warum meine Frau dich hier hat einsperren lassen.«

Als er ihr direkt in die Augen sah, wurde er ganz betrübt. Ihm fehlten die passenden Worte, und so sagte er lieber nichts. Sein bleiernes Schweigen und seine Verlegenheit nutzte sie, um ein paar Antworten von ihm zu bekommen. Sie verlor sich in seinem Blick, glaubte auf diese Weise die Erinnerung an alte Zeiten wiederaufleben lassen zu können, in denen sie für einen Moment glücklich gewesen war. Doch stattdessen: nichts, lediglich die Schatten ihrer eigenen Ver-

zagtheit und die grausame Gewissheit, ihr Söhnchen in weiter Ferne zu wissen.

»Habe ich Euch je etwas bedeutet?«, fragte sie ihn unbedacht.

Während er über eine Antwort nachgrübelte, tat es ihr im selben Augenblick schon leid, diese dumme Frage gestellt zu haben. Denn in Wirklichkeit ging es ihr in diesem Moment gar nicht um ihn.

Im ersten Impuls senkte Luis Espinosa den Kopf, doch dann änderte er seine Meinung und sah ihr direkt und ohne Gewissensbisse ins Gesicht.

»Damals und heute war ich nur dein Herr und Gebieter. Nicht mehr und nicht weniger.«

Isabel biss sich auf die Lippen, um sich jedes Wort zu verkneifen, das sie gerne gesagt hätte.

»Warum seid Ihr dann gekommen?«

»Ich hatte die Absicht, die Sache mit dem Maultier beizulegen, das ist alles«, antwortete er schroff.

Eine lange zurückgehaltene Wut stieg in Isabel auf; sie fühlte sich gedemütigt.

»Ach, und ich dachte schon, dass Euch womöglich die Zukunft der Mutter Eures einzigen Sohnes am Herzen läge ...«

Diese Nachricht traf Don Luis völlig unerwartet, und das sah man ihm auch an. Rasch bemühte er sein Gedächtnis und rechnete in Gedanken die Zeitspanne dazu, die er weg gewesen war. Er war sprachlos und trat zwei Schritte zurück, um Abstand zu gewinnen. Dann ging er nervös auf und ab und dachte angestrengt über die möglichen Folgen der gerade gehörten Neuigkeit nach. Als er sich ausmalte, wie seine Frau auf diese Mitteilung reagieren würde, wo sie doch selbst noch keinen Nachwuchs vorzuweisen und er seine ehrgeizigen gesellschaftlichen Ziele noch lange nicht erreicht hatte, da verlor er die Beherrschung. Dank Laura verfügte er über ausgezeichnete Beziehungen, genoss inzwischen in Jerez einiges Ansehen, und dennoch gab es für ihn hier noch viel zu tun. Unter diesem neuen Vorzeichen aber, das sagte ihm sein scharfer Verstand, wäre das alles

mit einem Schlag vorbei. Wenn seine Frau von seinem Fehltritt erfuhr, würde alles bisher Erreichte wie ein Kartenhaus in sich zusammenstürzen.

Als sein Blick nun auf das Mädchen fiel, empfand er nur noch Abscheu. Er verstand nicht, wieso er ihr ins Netz gegangen war.

»Was redest du da für Unsinn?«

»Ich lüge nicht, und ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, wer der Vater ist.« Entschlossen sah sie ihn an. »Ihr könnt Euch sicher vorstellen, aus Rücksicht auf wen ich meinen Zustand verborgen gehalten habe, oder? Doch nun, wo sie mir das angetan hat ...«

»Dummes Ding, schweig still!« Don Luis hielt sich die Ohren zu. »Ich glaube dir kein einziges Wort ...« Er wischte sich seine schwitzi- gen Hände am Gewand ab. »Du lügst wie eine dahergelaufene Dirne!«

»Ich habe ihn gestern geboren ... und der Knabe ist wunderschön. Muss ich Euch daran erinnern, wie lange es her ist, seit Ihr mich liebtet?«

Isabel erkannte, welche Macht ihr die neue Rolle verlieh, und wollte sie gleich auf die Probe stellen.

»Wollt Ihr ihn nicht sehen, seinen kleinen Körper in Euren Armen halten und den kennenlernen, in dessen Adern Euer Blut fließt? Es ist ein wunderschönes Kind, und ob es Euch nun gefällt oder nicht, er wird stets ein Espinosa sein, auch wenn Ihr ihn nicht anerkennen wollt.«

Don Luis wurde mit einem Schlag der Ernst der Lage bewusst, und er erkannte, dass es keinen Sinn ergab, weiter mit Isabel zu reden. Es mussten Entscheidungen her.

»Weiß es sonst noch jemand?«

»Auf Eurem Gut niemand«, log sie instinktiv.

»Und wo ist er?«

Isabel wusste nicht, ob sie darauf antworten sollte oder nicht.

Er blieb hartnäckig. »Sag mir gefälligst, wo er steckt«, verlangte er mit lauter Stimme.

»Ich werde es Euch nicht sagen, und außerdem gefällt mir gar nicht, wie Ihr mich anseht«, erwiderte sie und war besorgt, weil er so finster dreinblickte.

Don Luis schnaubte wütend und versetzte der Gittertür einen Fußtritt. Anschließend suchte er im Schein der Fackel rund um die Tür nach den Schlüsseln.

Isabel wurde angst und bange.

Luis, der nichts fand, womit er die Türe hätte öffnen können, trat noch einmal wütend gegen das Gitter, sodass es in dem Keller widerhallte.

»Niemand darf von dem Kind erfahren ...«, dachte er laut.

Am ganzen Körper zitternd, verkroch sich Isabel in den hintersten Winkel ihrer Nische.

»Lasst mich in Frieden.«

Der Widerschein der Fackel spiegelte sich in Don Luis' Gesicht, sodass sie seine kalten, blauen, vor düsteren Absichten funkelnden Augen sehen konnte.

»Ich lass dich schon in Ruhe, keine Sorge, aber du wirst sehr lange allein bleiben ...«

VII

Yago hörte nicht auf, vor Hunger zu weinen.

Seine Tante sah immer wieder aus dem Fenster, in der Hoffnung, Isabel würde noch auftauchen, doch es war schon stockdunkel.

Verzweifelt ging sie zurück in die Küche. Was um alles in der Welt konnte sie noch anstellen, damit sich das Kind endlich beruhigte? So ging das nun schon seit dem Nachmittag. Aurelia stand kurz vor dem Zusammenbruch, ihr dröhnte der Kopf; sie konnte einfach nicht mehr.

Die Frau, die sich bei ihnen als Amme verdingte, stillte noch zwei weitere Kinder, und angesichts der Gier, die Yago an den Tag legte, hatte sie vielleicht nicht ausreichend Milch für alle.

Nervös ging Aurelia im Haus auf und ab, denn sie konnte nicht länger stillsitzen und warten. Wieder sah sie aus dem Fenster, doch außer einer Katze, die miauend über die Straße lief, war nichts zu sehen.

Als die Kirchenglocken elfmal schlugen, zählte Aurelia die Stunden, die vergangen waren, seit Yago das letzte Mal gefüttert worden war, und kam zu dem Schluss, dass die Sache keinen Aufschub duldete. Auch sie hatte noch nichts gegessen, und ihr knurrte ordentlich der Magen. Sie ging in die Küche und half dem Übel mit einem Stück Käse ab. Der Geschmack füllte ihr den Mund und milderte ein wenig das flauere Gefühl, während sie in Gedanken den schrecklichen Tag Revue passieren ließ. Ein einziges Drunter und Drüber und wesentlich schlimmer, als sie es sich je hätte träumen lassen.

Yagos Anwesenheit hatte den gewohnten Ablauf völlig auf den Kopf gestellt. Sie hatte nicht die Zeit gehabt, die Amphoren mit Wein

zu füllen, die sie am nächsten Tag dem Verweser liefern musste. Und dann hatte sie noch immer nicht die drei großen Becken gereinigt, in denen sie den billigsten Wein lagerte. Das konnte unmöglich länger warten, wenn sie nicht wollte, dass die nächste Lieferung verderb und die Kundschaft sich bei ihr beschwerte.

Erneutes Gebrüll riss sie aus ihren Gedanken, und ihr stellten sich die Haare auf. So ging es nicht weiter, sie musste handeln.

Rasch warf sie sich ein Tuch um die Schultern und hastete zum Haus des Töpfers, der gleich neben ihrer Schänke ein Dutzend Ziegen im Hof hinter seiner Werkstatt hielt.

Wiederholt klopfte sie an die Tür.

»Wer ist da?«, hörte sie jemanden von drinnen rufen.

»Ich bin's, Aurelia, eure Nachbarin, die Weinhändlerin.«

»Was willst du denn zu dieser unchristlichen Zeit?« Verschlafen öffnete eine ältere Frau die Tür.

»Ich brauche Milch!« Mehr sagte Aurelia nicht.

Die überraschte Frau merkte am Klang ihrer Stimme, dass die Sache keinen Aufschub duldete.

»Komm nur herein«, forderte sie ihre Nachbarin auf, »aber leider habe ich gerade keine Milch. Weißt du denn nicht, wie spät es ist?«

»Dann hol eine Ziege!«, forderte Aurelia nicht gerade freundlich.

Die Frau, die ihre Nachbarin schon seit Langem kannte, verstand noch immer nicht, was das Ganze sollte, doch es musste sehr wichtig sein, sonst wäre Aurelia nicht derart aufgeregt. Sie beschloss, keine weiteren Fragen zu stellen, sondern einfach zu tun, was die Nachbarin verlangte. Umso eher konnte sie wieder in ihr warmes Bett schlüpfen.

»Warte, Aurelia, vielleicht ist das gar nicht nötig. Ich glaube, ich habe noch einen kleinen Rest vom morgendlichen Melken übrig. Wie viel brauchst du denn?«

»Zwei Tassen müssten reichen.«

Gleich nachdem sie wieder zu Hause war, erwärmte Aurelia die Milch und seigte sie ab, um Reste von Stroh und die eine oder andere Fliege, die darin herumschwamm, zu entfernen. Sie wusste zwar nicht, ob diese Milch dem Kind guttun würde, aber immerhin füllte sie ihm den Magen. Sie schüttete die Flüssigkeit in ein kleines Gefäß, mit dem sie normalerweise ihre Weine probierte, und hielt es Yago an den Mund.

Der Kleine trank gierig, und obwohl er wegen des strengen Geschmacks anfänglich das Gesicht verzog, leerte er das ganze Gefäß und fiel wenig später in einen tiefen Schlummer. Aurelia atmete erleichtert auf. Endlich konnte sie ins Bett, und dieser vermaledeite, schier ewig dauernde Tag hatte ein Ende.

Kurz bevor sie einschlief, beschloss sie, so bald wie möglich mit Isabel zu reden, um ihr zu sagen, sie solle sich jemand anderen suchen, der sich um dieses anstrengende Kind kümmerte. Sie selbst hatte nie heiraten oder Kinder haben wollen, weil sie, neben anderen Dingen, ihr Alleinsein sehr genoss. Und nun sollte sie die Folgen einer Sünde büßen, die sie nicht begangen hatte?

»Ja, so mach ich's«, dachte sie laut. »Ich sage ihr, dass dieses Ärgeris aus meinem Leben verschwinden muss.«

Nur ein paar Meilen von Sanlúcar entfernt, tief unter der Erde, zwischen kalten Wänden aus Stein grübelte Isabel derweil darüber nach, wie sie aus der abgelegenen Nische im riesigen Weinkeller der Espinosas fliehen könnte.

Sie hatte schon längst keine Tränen mehr und wollte bloß noch fort von hier und ihren Sohn sehen, doch sie wusste beim besten Willen nicht, wie. Luis Espinosas Reaktion auf ihre Neuigkeit bereitete ihr große Sorgen, dennoch klammerte sie sich an den Gedanken, dass die Sache morgen schon ganz anders aussehen und man sie aus diesem finsternen Loch befreien würde. Es war derart dunkel, dass sie gar nicht sagen konnte, ob es Tag oder Nacht war.

Schließlich überkam sie eine große Müdigkeit. Als sie diesem

Gefühl nachgab, es die Oberhand zu gewinnen schien, hörte sie in der Nähe ein Geräusch. Sie presste sich an das Gitter und versuchte krampfhaft, etwas zu erkennen, doch sie konnte nichts sehen, lediglich in der Ferne den Widerschein einer Fackel. Sie hörte Geräusche und dann ein Hüsteln.

»Ist da jemand?«, rief sie, so laut sie konnte. »Helft mir!«

Niemand antwortete.

Eine ganze Weile rief sie immer wieder um Hilfe. Gleichzeitig vernahm sie ein Geräusch, das klang, als würden Steine gegeneinanderstoßen – Don Luis Espinosa war gerade dabei, eine Mauer zu errichten, die den Seitenarm, in dem sie sich befand, für immer vom Hauptgang trennen sollte! Als es nach einer Stunde in ihrer Nische immer stiller wurde, schrie sie erneut um Hilfe, bemerkte aber, dass ihre Rufe nun wie erstickt klangen. Man hatte sie soeben zum Tode verurteilt.

Am folgenden Tag erklärte Don Luis seiner Frau und diese dem Gesinde, dass Isabel in der Nacht davongelaufen sei.

Die Espinosas verlangten, dass alle Dienstboten gemeinsam für den Schaden aufkamen, der ihnen durch den Tod des Maultieres entstanden war, und sie machten sich auf den Weg nach Jerez, um beim dortigen Richter den Diebstahl des Maultiers und die Flucht des Mädchens anzuzeigen.

Als Aurelia diese Neuigkeit zwei Tage später zu Ohren kam, war ihre Besorgnis wegen Isabels Verschwinden mindestens genauso groß wie ihre Verzweiflung wegen des ständig greinenden Kindes. Sie behalf sich so gut es ging und wechselte zwischen Ziegenmilch und der Milch der Amme, die angesichts des gewaltigen Hungers des Kleinen nicht mehr ausreichte. Als Yago – wahrscheinlich wegen der unterschiedlichen Milchsorten, die er bekam – faulig riechenden Stuhlgang zu produzieren begann, und zwar jede Menge, war es mit ihrer Geduld endgültig vorbei.

Über ihr Schicksal mehr als erzürnt, fragte Aurelia sich, wo Isa-

bel nur steckte, und glaubte nicht an ihre Flucht. Als sie die Espinosas deswegen aufsuchte, schwor Doña Laura Stein und Bein, dass es sich genauso zugetragen habe, wie ihr Mann und sie erzählt hatten: Isabel war geflohen, um der Strafe für den Diebstahl des Maultiers zu entgehen.

Aurelia erschien die Geschichte absurd, aber ihre Lage war äußerst delikat, durfte sie doch Yagos Existenz mit keinem Wort erwähnen. Sie kannte ihre Schwester nur zu gut und war sich sicher, dass nichts und niemand sie von ihrem Kind trennen konnte. Aurelias Machtlosigkeit wurde offenkundig, als das Ehepaar sie fast barsch hinauskomplimentierte. Don Luis begleitete sie, wobei er angespannt wirkte und sie möglichst rasch aus dem Haus haben wollte. Aurelia mutmaßte, dass er mehr wusste, als er zugab. Vielleicht war es nur Intuition, doch als ihre Blicke sich kreuzten, wurde ihr angst und bang. Seine blauen Augen hatte etwas Düsteres, dieser Mann war gefährlich.

Auf dem Rückweg verfluchte sie ihre Schwester und ihr Unglück, weil nun das Kind, das nur Ärger und Scherereien machte, bei ihr bleiben würde. Sie fand ihn schlafend und mit rosigen Bäckchen, ein kleiner süßer Engel, und dennoch weckte dieser Anblick keinerlei Gefühle in ihr.

VIII

Yago wurde zwei Jahre alt, ohne seine Mutter noch einmal gesehen zu haben.

Seine Tante war gereizt wie eh und je und beklagte ihr Schicksal. Sie hatte nie Freude an dem Kind gehabt, und seit sie die ersten Anzeichen einer anormalen Entwicklung bemerkt hatte, mochte sie sich überhaupt nicht mehr mit ihm abgeben.

Der Junge hatte schöne blaue Augen, anders als seine Mutter, aber die olivfarbene Haut erinnerte durchaus an sie. Kastanienbraune Locken umrahmten sein fein geschnittenes Gesicht, das dennoch nicht besonders anziehend wirkte; nein, das konnte man nicht behaupten. Irgendetwas war anders an ihm, schwer zu benennen, aber trotzdem sonderbar.

Als seine Tante bemerkte, dass sich der Junge nicht wie andere Kinder seines Alters verhielt, brachte sie ihm noch weniger Zuneigung entgegen. Wenn sie schon einmal etwas zu ihm sagte, schien der Junge ihr gar nicht zuzuhören, und er sah ihr auch niemals in die Augen. Sobald sie ihn nur leicht berührte, schrie er jedes Mal wie ein Verrückter. Am liebsten verkroch er sich allein in eine dunkle Ecke.

Als er drei Jahre alt wurde, beschloss Aurelia, mit ihm eine weithin gerühmte Heilerin aufzusuchen, die ihre Tür allen Menschen öffnete, die ihre Hilfe brauchten, wofür sie nicht mehr als eine kleine Gabe verlangte. Die Frau, eine mit den Jahren und vom vielen Essen dick und fett gewordene Alte, besah sich den Jungen in aller Ruhe und mit kundiger Miene, obwohl sie von Anfang an nicht begriff, was

ihm fehlte. Das wollte sie jedoch nicht zugeben, und so erfand sie einfach eine Krankheit.

»Dieser Junge leidet an Zysten in der Schwarzen Galle, dort sitzt der Schaden, in seinem Bauch, und auch im Rücken, der leicht verdreht ist«, erklärte sie zum Schluss und klopfte ihn mit einem Büschel Rosmarin ab.

Aurelia führte alle möglichen Gegenargumente an, doch die Alte beharrte auf ihrer Diagnose. Was hatte beispielsweise die verfluchte Galle mit der Marotte zu tun, sich stundenlang in irgendeiner Ecke des Hauses zu verkriechen und ohne Unterlass zu schreien, sobald sie ihn nur leicht berührte oder sich irgendetwas nicht am gewohnten Platz befand? Den kleinen Schaden am Rücken hatte er seit seiner Geburt, man bemerkte ihn kaum, und er schien ihn auch nicht sonderlich zu behindern.

»Er spricht nicht, sagtet Ihr?«, fuhr die Frau dann fort. »Murmelt er vielleicht Unverständliches vor sich hin oder knurrt er?«

Das tue er tatsächlich, räumte Aurelia ein, aber auch hier konnte sie keinen Zusammenhang mit der Galle erkennen. Sie verstand zwar nichts von Medizin, stellte sich aber vor, dass die erwähnte Gallenkrankheit mit der Leber zu tun haben müsse, vor allem weil sich bei den treuesten Kunden ihres Weinausschanks die Haut gelb verfärbte, wenn sie sich die Leber ruiniert hatten, und man sagte, schuld daran sei diese verflixte Galle. Bei Yago hatte sie eine solche Hautverfärbung nicht bemerkt. Auch dass Yago noch kein einziges Wort sprach, wollte die Heilerin darauf zurückführen, aber Aurelia glaubte es ihr wiederum nicht, denn sie wusste, dass manche Kinder länger brauchen als andere, bis sie sprechen lernten.

»Reibt ihn am Bauch mit dieser Quittensalbe ein, und Ihr werdet sehen, in zwei oder drei Wochen sind all seine Marotten verschwunden«, empfahl die Frau zum Schluss und complimentierte ihre Besucherin dann in aller Eile zur Tür hinaus.

Recht viel Vertrauen hatte Aurelia nicht in die Heilkunst der Alten, aber sie versuchte es mit der Quittensalbe. Doch statt Erleichterung

zu bringen, wurde es nur schlimmer mit Yago, und er trat noch heftiger um sich, sofern das überhaupt möglich war. Eines Tages hatte seine Tante genug, und sie hörte auf, ihn mit der Salbe zu behandeln.

Der Junge war manchmal ganz ruhig und still, dann wieder bekam er plötzlich einen seiner Anfälle. Da seine Tante Aurelia wenig Zeit hatte, darüber nachzudenken, was seine wilden Ausbrüche verursacht haben mochte – der Weinausschank hielt sie den ganzen Tag auf Trab –, beschloss sie, ihn tagsüber in den Keller zu sperren, wo sie die Korbflaschen und Karaffen mit Wein lagerte, um ihn aus dem Weg zu haben. Dort konnte er wenig Schaden anrichten, und außerdem verscheuchte er ihr nicht die Kundschaft, wie es schon vorgekommen war, wenn er einen seiner Wutanfälle bekam und dann nicht mehr aufhören wollte, zu schreien.

Mit vier Jahren begann Yago die ersten Wörter zu sprechen, aber es waren nur wenige.

Es machte Aurelia krank, wenn er auf ihre Fragen mit unverständlichen Grunzlauten antwortete, von denen es eine ganze Skala gab, oder, nachdem er begriffen hatte, wie er hieß, alle Dinge mit seinem Namen bezeichnete. Ein Tisch war Yago, und wenn sie auf Wasser deutete und fragte, was das sei, erhielt sie die gleiche Antwort: »Yago.«

Noch mehr ärgerte sie sich, als der Junge anfang, sich über sie lustig zu machen, indem er ständig wiederholte, was sie sagte, manchmal als Antwort auf eine ihrer Fragen. Sagte sie zu ihm: »Gib mir das Brot«, dann gab er es ihr mit der Antwort: »Gib mir das Brot.«

So manche Nacht verbrachte sie im Gebet für ihn, denn sein Schicksal betrückte sie. Das Böse sollte nicht für alle Zeit in der Seele ihres Neffen Wohnung nehmen, wenngleich sie den Verdacht hatte, dass ihre Gebete zu spät kamen und er es bereits seit seiner Geburt in sich trug.

So sehr sie sich auch wünschte, dass sie sich täuschen möge, begann in ihrem Kopf doch allmählich eine Idee Gestalt anzunehmen,

wenn sie sich wieder einmal einem seiner wilden Ausbrüche ausgesetzt fand, wenn sie die Verletzungen sah, die er sich zufügte, oder seine Arme und Beine wieder einmal von einem heftigen Zittern geschüttelt wurden.

Yagos seltsames Verhalten zermürbte Aurelia mit der Zeit, und ihre innere Distanz zu dem Jungen wuchs mit jeder neuen Auffälligkeit, die er an den Tag legte.

Sie hatte ihn noch nie sonderlich mit Zuwendung und Zärtlichkeit überhäuft, doch inzwischen hatte sie noch weniger Lust dazu, und da nichts und niemand sie dazu zwang, traf sie die Entscheidung, zukünftig jede liebevolle Geste zu unterlassen.

Seitdem wurde ihre ablehnende Haltung gegenüber Yago immer stärker. Sie bemühte sich, möglichst wenig Umgang mit dem Jungen zu haben. Sie gab ihm zu essen, wusch ihn, und wenn sie ihn ankleiden musste, dann tat sie es, mehr aber auch nicht. Seine Gegenwart wurde Aurelia zur reinsten Strafe.

Und Yago kam nicht mehr aus diesem Haus heraus.

Seine Tante schämte sich für ihn. Es wurde immer schlimmer mit dem Jungen, und seine zunehmend häufiger auftretenden Anfälle machten ihr schwer zu schaffen, einer Frau, die ihr Leben allein ihrem Geschäft und Gott hatte widmen wollen.

Eines schönen Abends gebärdete sich Yago noch wilder als sonst, und Aurelia traf eine endgültige Entscheidung. Der Junge hielt einen alten Türriegel in den Händen, den er gefunden hatte, und fuhr nun unaufhörlich mit dem Schieber hin und her, eine völlig sinnlose Beschäftigung. Als Aurelia versuchte, ihm sein Spielzeug wegzunehmen, brach der Junge in ein Wutgeheul aus, worauf sie die Beherrschung verlor, ihn voller Zorn ohrfeigte und ihm sein absurdes Verhalten vorwarf. Es war wahrlich nicht einfach, Yago etwas begreiflich zu machen, denn trotz seiner schmerzenden Wangen griff er sofort wieder nach dem Türriegel und fuhr mit derselben gleichförmigen Bewegung fort.

Diese Marotten machten Aurelia wahnsinnig, und bald schlug sie ihn schon aus dem geringsten Anlass. Sie ertrug ihn nicht mehr und sehnte bloß noch den nächsten Morgen herbei, damit sie ihn wieder im Keller einschließen konnte, wo sie ihn wenigstens nicht hören musste, sodass in Haus und Geschäft eine Weile Ruhe herrschte.

Damit er nachts nicht schrie, stopfte sie ihm ein Stück groben Stoff in den Mund, an dem er fast erstickte, doch sie erreichte damit ihr Ziel – sie konnte schlafen. Und wenn er um sich trat, was auch häufig vorkam, band sie ihm die Hände um die Fußknöchel zusammen und ließ ihn so, ein zusammengerolltes Bündel Mensch, auf dem Boden liegen.

Yago begriff nicht, was ihm geschah. Aber er lebte in ständiger Angst. Sobald er seine Tante erblickte, begann er am ganzen Leib zu zittern.

Den schlimmsten Wutanfall bekam Aurelia an Yagos fünftem Geburtstag.

An jenem Tag begann Yago mit einem Mal wie verrückt zu schreien, er wollte einfach nicht mehr aufhören und trieb sie an den Rand des Zusammenbruchs. Aurelia konnte nicht in die Sonntagsmesse gehen, die ihr heilig war, und deshalb auch nicht den Leib Christi empfangen. Sie wurde fürchterlich wütend auf ihn, denn schließlich trug er die Schuld für diese Sünde; deshalb schimpfte sie ihn noch heftiger aus als gewöhnlich und ohrfeigte ihn, bis ihr die Hände wehtaten. Es fruchtete nichts. Yago reagierte nicht, nicht einmal, als ihm aus einer Platzwunde über der Augenbraue Blut übers Gesicht floss.

Yagos Leben war traurig und von Angst erfüllt. Er brauchte Zuneigung, wie jeder Mensch, hatte aber mit seinen fünf Jahren noch nie erlebt, wie sich diese ausdrücken könnte.

Aurelia hingegen, die immer verrückter wurde, erschienen die

Dinge mit der Zeit immer klarer. Eines Tages glaubte sie festzustellen, dass Yagos Anfälle meistens sonntags auftraten, und das konnte nur heißen, dass ein finsternes Wesen seine Finger im Spiel hatte: der Teufel.

Und von dieser fixen Idee kam sie nicht mehr los.

Wenig später, nach einem Kirchengang, begann in ihrem Kopf eine Lösung zu reifen. Der Pfarrer hatte in der Predigt von der Macht des Satans in der Welt gesprochen und von den drei Regeln, seinem unseligen Einfluss entgegenzuwirken: beten, sich kasteien und immer, immer auf der Hut sein ...

Sie setzte seine Ratschläge in die Tat um und betete, betete sehr viel in den folgenden Wochen. Sie opferte sich auf, aß kaum noch etwas und gab auch dem Jungen nicht allzu viel zu essen, auf dass sie beide geläutert würden. Zur Buße unterzog sie sich sogar einer schweren körperlichen Züchtigung.

Was jener Gottesmann gesagt hatte, setzte sich so in ihrem Kopf fest, dass sie den Entschluss fasste, dem Bösen in ihrem Haus den Garaus zu machen. Von diesem Augenblick an wusste sie, dass sie zu einer höheren Aufgabe berufen war, nämlich die Welt und den Jungen vom Bösen zu erlösen. Yagos Probleme waren auf eine einzige Ursache zurückzuführen: Er war in Sünde empfangen worden.

Anfangs folgte sie dem Rat einer Freundin, die eher in dem Ruf einer Hexe als einer Heiligen stand, und gab ihm Weihwasser zu trinken, das sie sich heimlich in der Kirche beschafft hatte. Dann behängte sie sämtliche Wände im Haus mit Kruzifixen, und als sie keine mehr hatte, stellte sie Figuren der Jungfrau Maria auf. Und von da an nahm sie bei jedem Anfall des Jungen ihren persönlichen Kampf mit dem Teufel auf. Um dem Bösen richtig zu Leibe zu rücken, bewaffnete sie sich mit einer Gerte oder einem einfachen Stock. Sie schlug den Jungen dort, wo sie im jeweiligen Augenblick den Teufel vermutete: einmal auf die Beine, dann wieder auf den Kopf oder auf den Rücken.

Sie hielt erst inne, wenn der Junge still war und nicht mehr um

sich trat. Erst dann fühlte sie sich in ihrem Kampf gegen die Mächte der Finsternis als Siegerin.

Nun verstand sie, welchen Sinn ihr Leben mit Yago hatte.

Sie würde diesen Kampf gewinnen.

Und Yago kam unterdessen schier um vor lauter Schmerz und Einsamkeit.

IX

Im Hafen von Sanlúcar de Barrameda wurde ebenso viel Gold wie Weizen umgeschlagen, und deshalb liefen auch jeden Tag mehr Diebe als Händler dort herum.

Dies war Fabián Mandrago nicht unbekannt, und so nutzte er die gleißenden Reflexe des ersten Sonnenlichts auf dem großen Fluss, um überraschend an Bord der *Fortuna* zu gehen, die im Hafen vor Anker lag. Nachdem er die beiden Wachposten mit fünf bewaffneten Männern seiner Eskorte ohne allzu große Schwierigkeiten überwältigt hatte, begann er das Schiff zu inspizieren.

In den Händen hielt er eine Anordnung des Oberamtmanns für die Ausfuhr verbotener Güter, der sogenannten *Saca de las Cosas Vedadas*, welche dieser am Vortag, in jenem Herbst des Jahres 1528, unterzeichnet hatte. Diese Anordnung entsprach einem Erlass des Kaisers, nach dem jede Ausfuhr von Gold, Silber und Schaffellen über die Häfen Kastiliens in die Gebiete der Mauren oder zu jedweden anderen Bestimmungsort verboten war, und dazu zählte erstmals auch die Neue Welt. Ferner war es verboten, Brot, Weizen und anderes Getreide außer Landes zu schaffen, denn es hatte schon mehrere Missernten gegeben; und ebenso Pferde, die trotz der Gesetze zu ihrer Aufzucht und des strikten Verbots der Zucht von Maultieren allmählich zur Mangelware wurden. Der Kaiser war sehr erbost, dass all seine Erlasse so wenig Erfolg zeitigten, wo er doch überdies wegen der Kämpfe in Frankreich und Flandern dringend mehr und bessere Reittiere benötigte. Und deshalb ordnete er an, allen Handel mit der Neuen Welt einzustellen, obwohl er noch vor wenigen Jahren genau das Gegenteil getan hatte.

Und nun hatte der Verdacht, dass jenes Schiff Weizen nach Neuspanien bringen sollte, Fabián hierhergeführt.

Der Inspekteur war ein tatkräftiger, besonnener und sehr pflichtbewusster Mann. Diesen drei Eigenschaften, aber auch seiner unerschütterlichen Rechtschaffenheit verdankte er seinen wohlverdienten guten Ruf an der gesamten südlichen Atlantikküste. Bisher war es noch niemandem gelungen, ihn mit einem Beutel Geld von seiner Aufgabe abzuhalten, obwohl viele es versucht hatten. Deshalb konnte er sich die höchste Zahl an Beschlagnahmungen in allen Häfen Kastiliens zugute halten.

Fabián war mittelgroß, jedoch von kräftiger Statur, mit tiefliegenden, dunklen Augen, einer geraden Nase und markanten Wangenknochen. Die Farbe seiner Haare lag zwischen dunkelblond und kastanienbraun. Er war ein umgänglicher Mensch, der einen bescheidenen Lebensstil pflegte und sich unauffällig kleidete; allerdings achtete er stets darauf, dass sein Erscheinungsbild seinem Amt nicht abträglich war. Als Inspekteur für die Ausfuhr verbotener Güter und dem Oberamtmannt der *Saca* unterstellt, übte er sein Amt hauptsächlich in den Häfen aus, aber seine Männer hatten ihre Augen und Ohren überall. Sie konnten in einer Taverne eine verdächtige Unterhaltung belauschen oder bestimmten Personen folgen, die an gewissen Stätten der Zügellosigkeit zu verkehren pflegten, und hin und wieder das Judenviertel aufsuchen, wo mit allem gehandelt wurde, was man sich vorstellen konnte, ja sogar den Kornmarkt selbst, wo der Kauf und Verkauf des kostbaren Getreides, dessen Besitz für die Städte lebenswichtig war, vonstattenging.

Wenn es ihnen gelungen war, eine Schiffsladung wie jene der *Fortuna* aus dem Verkehr zu ziehen, wurde das Schiff zum Eigentum der Krone erklärt. Zwei Drittel der Ladung wurden für die Ausgaben der Behörde verwendet, und das letzte Drittel ging an die Richter, die sich mit dem Fall befassen würden.

Es stand immer viel Geld auf dem Spiel, wenn er eingriff, das wusste Fabián. Deshalb hatte er besonders umsichtig vorgehen müs-

sen, als er erfuhr, dass jenes Schiff nicht irgendjemandem gehörte: Die *Fortuna* befand sich im Besitz des vornehmen Hauses von Martín Dávalos, einem der vierundzwanzig Ratsherren der Stadt Jerez, den er schon seit Jahren in Verdacht hatte, genau wie dessen Busenfreund Don Luis Espinosa.

»Macht auf, verflucht!«, brüllte Fabián.

Vier seiner Männer mühten sich, die Luke zum Laderaum am Bug hochzustemmen, doch von innen, unter Deck, leistete die Besatzung heftigen Widerstand.

»Nicht ohne ordnungsgemäße Genehmigung!«, antwortete eine Stimme, die wohl dem Kapitän gehörte.

»Ich bin Inspekteur der *Saca*, und ich habe jedes Recht auf Zutritt.«

Von drinnen kam nur ein derber Fluch als Antwort. Auf ein Zeichen von Fabián hin folgten ihm seine Männer wieder auf die Brücke. Am Kai hatte sich mittlerweile eine Schar Gaffer versammelt, die neugierig beobachtete, was auf dem Schiff vor sich ging.

Fabiáns Leute suchten auf dem Mitteldeck die Öffnung, durch die man die Güter in die unteren Lagerräume beförderte, und ließen sich an einem dicken Seil hinunter, das ihnen als eine Art Ausleger diente, was ihnen den Beifall des versammelten Publikums einbrachte.

Als sie ihren Fuß auf das untere Deck setzten, zogen sie die Säbel, und dann wandten sie sich den Laderäumen im Bug zu. Sie wollten einen anderen Zugang zu dem Laderaum finden, wo sich die Matrosen verschanzt hatten. Auf einmal hörten sie Stimmen und Schritte über ihren Köpfen, und gleichzeitig spürten sie einen heftigen Schlag von der Seite, eine Bewegung, und das konnte nur bedeuten, dass das Schiff Anker gelichtet hatte. Man wollte also aufs Meer hinaus, wo Fabiáns Diensthöhe endete, wo aber vor allem keine Augen verfolgen und bezeugen konnten, was auf dem Schiff geschah.

»Hier werden gleich die Fetzen fliegen! Haltet euch bereit, und nehmt keine Rücksicht!«, wies Fabián seine Männer an, während er sein Schwert mit der bläulich schimmernden Klinge zog und mit der

anderen Hand zu einem türkischen Dolch griff, um seine Seite zu schützen.

»Endlich rührt sich mal etwas, Señor«, warf Tomás, einer seiner Männer, mit zufriedener Miene ein.

Er war ein richtiger Hüne, wohl doppelt so schwer und beinahe doppelt so groß wie Fabián. Seine mächtigste Waffe waren seine Fäuste, mit denen er jedermann den Kopf zertrümmern konnte. Fabiáns zweiter Begleiter mit Namen Cosme, der nun hinter ihm stand, war nicht ganz so grobschlächtig, aber etwas wirr im Kopf: Er war schnell mit dem Messer bei der Hand, und seine Spezialität bestand darin, den Feind genau an der Stelle zwischen Hals und Brustkorb zu treffen, wo er mit einem Stoß Schlagader, Hals und Luftröhre durchschnitt und ihm damit den Todesstoß versetzte. Und dabei sumnte er stets ein Lied, immer das gleiche, das von der verbotenen Liebe zwischen einer edlen Dame und ihrem Diener erzählte.

Fabián und seine Männer waren zwar geübt im Kampf, wussten jedoch nicht, wie viele Matrosen sich ihnen entgegenstellen würden, und sie selbst waren nur zu fünf. Sie passierten zwei Türen, ohne auf jemanden zu stoßen, doch kurz vor dem Zugang zum großen Lagerraum kam plötzlich ein klein gewachsener Mann mit wirrem Haarschopf um die Ecke, das Schwert in der Hand, und stürzte auf Fabián zu.

Dieser konnte dem ersten Hieb ausweichen, und es gelang ihm, dem Angreifer einen Stich ins Bein zu versetzen, keinen sehr tiefen, doch er genügte, um den Mann zu irritieren, woraufhin er ihm die geschwungene Klinge seines Türkendolchs ins Auge rammen konnte. Der andere sank mit einem grässlichen Schmerzensschrei zu Boden, doch Tomás brachte ihn sofort zum Schweigen, indem er ihn mit seinen kräftigen Händen ohne Umstände erwürgte.

Als sie in den Lagerraum traten, sahen sie Berge von Säcken vor sich gestapelt, sicherlich mit Weizen gefüllt, doch es gab noch eine Fracht, mit der sie nicht gerechnet hatten – zwanzig Pferde, an den Wänden festgebunden, sehr nervös; die Luft war zum Ersticken.

»Dieses Schiff besaß keine Genehmigung für die Ausfuhr von Pferden«, erklärte Fabián, während er einer prächtigen kastanienbraunen Stute, die vor Nervosität bockte und die anderen zum Wiehern animierte, beruhigend den Rücken tätschelte. »Das ist ohne Zweifel das beste Geschäft, Pferde in die Neue Welt zu schaffen. Jedes von ihnen mag dort mehr als fünfzigtausend Maravedís einbringen. Ja, ja, der ehrenwerte Martín Dávalos!«

Es gab auch ein paar Fohlen, vor allem aber Stuten und auch den einen oder anderen Hengst, alle von bester Rasse.

Von draußen war Stimmengemurmel zu hören; es schien sich zu nähern.

»Señor, wir sollten diesen Lagerraum verlassen, er könnte zur Falle werden ...« Als Tomás sich prüfend umsah, stellte er fest, dass es in einer anderen Ecke eine zweite Tür gab.

»Du hast recht. Aber lasst mich noch schnell nachsehen, ob ich irgendetwas finde, was uns einen Hinweis gibt, wer hinter diesen Machenschaften steckt.«

Er besah sich die Hinterhand einer schönen Stute, um ein Brandzeichen zu finden, doch das hatte offenbar jemand absichtlich zerstört, denn es war nichts mehr zu erkennen. Mit ebenso wenig Erfolg untersuchte er zwei Fohlen; bei beiden war das Brandzeichen entfernt worden. Auch bei anderen Tieren wurde er nicht fündig, doch dann, bei einem ausgewachsenen Hengst, entdeckte er die Umrisse eines Wappenschildes, in dessen Mitte er trotz einer starken Entzündung eine gebogene Linie und vielleicht einen Buchstaben ausmachen konnte. Er erkannte es nicht auf Anhieb, da er mit den Brandzeichen der Pferdezüchter von Jerez nicht vertraut war, prägte sich die Einzelheiten aber ein, um später danach zu forschen.

»Sie kommen, Señor! Wir müssen fort!« In Erwartung des Feindes, der sie jeden Augenblick überraschen musste, spannte Cosme bereits die Muskeln an.

Fabián und seine Männer eilten zur zweiten Tür, und sie hörten schon die ersten Schritte hinter sich, als sie hinausschlüpften. Noch

ehe sie einen langen Gang, der weiß Gott wohin führte, hinter sich gelassen hatten, tauchten vor ihnen zwei Matrosen auf, jeder mit einem Schwert in der Hand.

Tomás trieb den ersten vor sich her auf einen Ausgang zu, um ans Deck zu gelangen, wo er mehr Bewegungsfreiheit hätte, falls es zum Kampf kam. Das Schlimmste, was ihnen passieren konnte, war, von beiden Seiten bedrängt zu werden – und genau das geschah. Drei Männer stürmten mit Gebrüll eine Treppe herab auf sie zu. Tomás mit seiner hünenhaften Gestalt zögerte nicht lange, warf sich ihnen entgegen und riss sie zu Boden, ehe sie überhaupt an Widerstand denken konnten. Fabián und seine Begleiter stiefelten über sie hinweg, ließen sich jedoch nicht die Gelegenheit entgehen, zweien der Angreifer die Kehle durchzuschneiden. Der dritte hielt Cosme am Bein fest, doch dieser stach blitzschnell auf die erprobte Weise zu, und der Mann ertrank in seinem eigenen Blut.

An Deck angelangt stellte Fabián fest, dass das Schiff bereits die Segel gesetzt hatte und auf die Flussmündung zuhielt. Auf der Brücke stand der Steuermann, und neben ihm ein Mann mit dichtem Bart und auffallend großer Nase, der ihm bekannt vorkam. Durch das Vorderkastell sah er seine beiden anderen Männer auftauchen, und im nächsten Augenblick eine halbe Hundertschaft von Verfolgern, die sie sofort umringten. Gegen diese Übermacht konnten sie nichts ausrichten. Es gab also nur eine Möglichkeit.

Mit einer unmissverständlichen Geste machte Fabián seinen Männern klar, was sie zu tun hatten.

Wenn sie von den vielen Schwertern nicht wie Bratenstücke tranchiert werden wollten, gab es nur einen Ausweg: Sie mussten ins Wasser springen. Das taten sie auch alle, ohne eine Sekunde zu zögern, und schwammen wild entschlossen auf das Ufer zu, um möglichst schnell vom Schiff fortzukommen. Dort stand der Kapitän und schwenkte mit gespielter Ehrerbietung zum Abschied den Hut.

»Ich werde dich finden, glaub mir!«, schrie Fabián, der vorerst

erfolglos kapitulieren musste, dem Schiff hinterher, obwohl er bei dem starken Wellengang, den die Vereinigung von Fluss und Meer hervorbrachte, schwer kämpfen musste. Er hatte den Mann erkannt.
»Dein Gesicht merke ich mir!«

X

Der Priester kannte sich mit Dämonen aus. Das hatte zumindest ihr Beichtvater zu Aurelia gesagt, als sie sich entschloss, ihn um Hilfe zu bitten.

»Wenn Padre Tielmo das Problem nicht lösen kann, dann gelingt es niemandem. Er ist der Beste.«

Diese Worte hatten ihr am Ende doch wieder Mut gemacht, einen letzten Versuch zur Heilung ihres Neffen Yago zu unternehmen. Sie hatte alles versucht, hatte sich fast schon geschlagen gegeben. Mehr konnte sie ihn nicht prügeln, heftiger auch nicht. Er bekam nichts zu essen, wenn er wieder einen seiner Wutanfälle bekam, und oft endete es damit, dass sie ihn an einem Holzbalken festband, an einem Metallring an der Kellerwand oder an irgendeinem Stützpfiler im Haus.

Yagos Existenz machte ihr das Leben zur Hölle. Wie zermürend jeder einzelne Tag war, jede Nacht und jedes Jahr, das ließ sich in einem einzigen Satz zusammenfassen: Dieses Kind fügte ihr Schaden zu, großen Schaden, bis in die Tiefe ihrer Seele, denn der Hass, den sie gegen Yago empfand, war mit der Zeit geradezu übermächtig geworden.

Deshalb gab ihr der Gedanke, dass ein Mann Gottes den Dämon – und ein solcher hatte zweifellos in Yago Wohnung genommen – vertreiben könnte, wieder neue Hoffnung.

»Tretet ein, tretet ein in dieses bescheidene Heim.« Aurelia bedeckte ihr Haar mit einem Tuch, ehe sie die Tür zu ihrem Haus öffnete.

Der Priester erwiderte den Gruß mit einem herzlichen Lächeln.

Einen solch seligen, sanften Gesichtsausdruck hätte sie von einem Mann, dessen Aufgabe es war, keinen Geringeren als den Satan auszutreiben, nicht erwartet.

Als sie eintraten, spielte Yago still mit ein paar bunten Steinen, die er schnurgerade vor sich aufgereiht hatte. Nach vorne geneigt, den Kopf zur Seite gelegt, war er ganz in ihre Betrachtung versunken.

»Er wirkt recht friedfertig...« Padre Tiemo ging auf den Jungen zu und schickte sich an, ihm über das Haar zu streichen.

»Nein! Tut das nicht!«, rief Aurelia warnend. »Da wird er böse!«

Diese ablehnende Haltung gegenüber einem Mann Gottes könnte ein eindeutiges Zeichen für Besessenheit sein, dachte der Priester, während er einen Schritt zurücktrat. Zuerst musste er einen Beweis dafür finden, dass der Fall überhaupt in seine Zuständigkeit gehörte; vielleicht handelte es sich doch um ein anderes Problem. Wortlos löste er den Strick um die Mitte und streifte sein dunkles Habit ab, unter dem ein purpurrotes Gewand hervorkam – das, mit dem Exorzismen durchgeführt wurden.

»Hat er schon einmal in fremden Zungen geredet, oder lästert er Gott ohne Unterlass?« Er bekreuzigte sich mehrere Male und wartete darauf, dass Yago den Blick hob.

Aurelia zählte die wenigen Wörter auf, die Yago zu sagen wusste, und berichtete, dass er sich meist nur durch Grunz- oder andere seltsame Laute verständlich machte und außerdem die Angewohnheit hatte, ohne jeden Sinn fast alles zu wiederholen, was sie sagte.

»Ich verstehe...«, erwiderte der Priester mit selbstgewisser Miene.

Yago hob den Kopf und streifte den Mann mit dem Blick, ohne das geringste Interesse an ihm zu zeigen. Doch Padre Tiemo nutzte die Gelegenheit, den Jungen am Kinn zu fassen, und dann sprach er ihn mit fester, gebieterischer Stimme an.

»Wie viele seid ihr, und wie heißt ihr?«

Der Junge verweigerte den Kontakt, schlug nach dem Priester und wurde unruhig. Auf den Knien liegend, wiegte er den Körper in einem eigenartigen Rhythmus hin und her.

»Seine Unruhe hält an ...«, murmelte der Priester kaum hörbar, während er um den Jungen herumging, »und er zeigt sich verwirrt angesichts meiner Gegenwart ...«

Aurelia rieb geradezu zwanghaft die Hände an ihrem Kleid. Sie studierte jede Geste, jedes Wort des frommen Mannes, in der Hoffnung, ihre beklemmende Lage möge nun ein Ende finden.

»Was meint Ihr?«, fragte die Tante schließlich mit leiser Stimme.

Zur Antwort bekam sie einen kurzen Blick von dem Priester, der ihr empfahl, sie möge sich in Geduld fassen, er habe gerade erst mit seiner Arbeit begonnen.

Von Mittag bis zum Einbruch der Dunkelheit musste die arme Frau unendlich viele Fragen beantworten – was der Junge ihrer Meinung nach fühlte, sah oder dachte –, da Yago den Mund nicht aufmachte. Nein, er habe keinen aufsteigenden Juckreiz von den Füßen bis zum Kopf, kein Kribbeln unter der Haut, keine Blasen auf der Zunge, keine Gänsehaut auf Rücken oder Armen. Als der Priester feststellte, dass die typischen Zeichen einer Besessenheit bei dem Jungen nicht auftraten, interessierte er sich für immer merkwürdigere Dinge, die Aurelia zunehmend nervös machten.

Ob er denn singe oder ein Instrument spielen könne, ohne es gelernt zu haben? Ob er eine Neigung zeige, sich zu entleiben?

»Hat er Anfälle von panischer Angst, oder ist er mit einem Mal blind oder taub, oder wirkt er launisch?«

Angesichts dessen, dass die Frau alle seine Fragen verneinte und Yago so gut wie keine stichhaltigen Zeichen aufwies, hielt es Padre Tielmo für das Beste, den Jungen in eine Kirche zu bringen, um dort, auf geheiligter Erde, einige der Proben zu wiederholen. Dort ließe sich gewiss feststellen, wie viele von den siebenundvierzig Zeichen, die in den Exorzismus-Handbüchern aufgeführt waren, sich bei dem Jungen zeigten.

»Meine Tochter, ich kann noch nicht klar erkennen, was der Junge hat. Einige Aspekte, die er aufweist, scheinen für eine Besessenheit durch den Teufel zu sprechen, andere wieder nicht, und daher ...« Er

